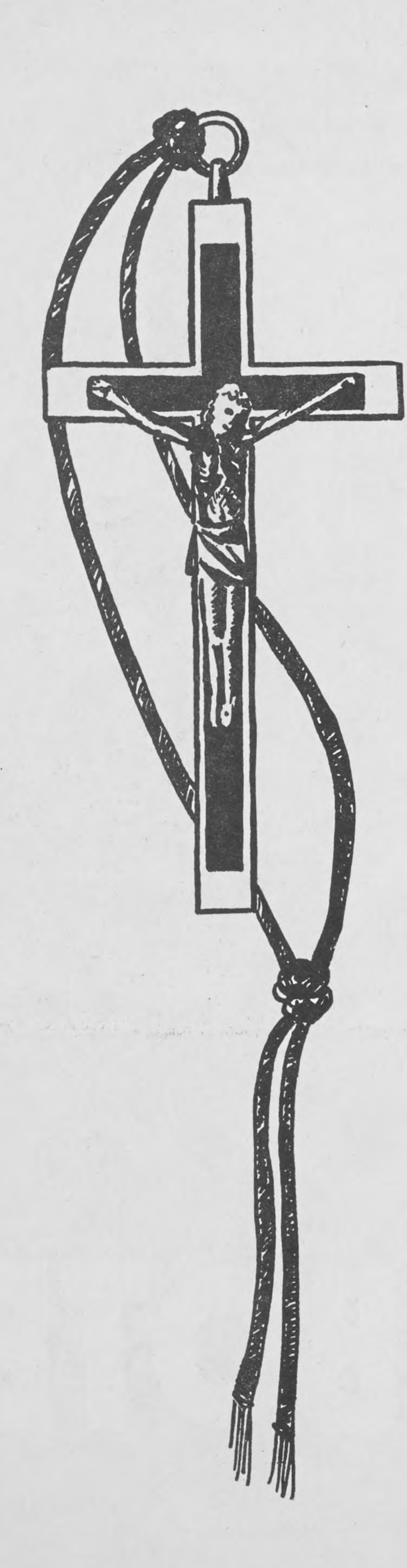
Maerz
1953



DER MARIENBOTE



Basutoland - Erster schwarzer Oblatenbischof

Zwei freudige Überraschungen für ganz Südafrika und alle
Missionsfreunde in der weiten Welt trafen in den letzten Dezem-
bertagen ein; Überraschungen, die Meilensteine in der Missions-
geschichte des Landes bilden. Die erste besteht in der Errichtung
der Diözese Leribe (Basutoland), womit der bisherige einzige
kirchliche Sprengel Maseru geteilt wurde. In diesem Lande war
die Leitung bei den schwierigen Wegen im Gebirge fast unmög-
lich. Man sagt nicht mit Unrecht: „Der Bischof des Basuto-
landes kommt nur selten aus dem Sattel.“ Firmungsritte von
1000 bis 1500 Kilometer waren keine Seltenheit. Daher tra-
ten auch 1922 bereits Trennungsgedanken auf, die aber wie-
der fallen gelassen wurden, weil der südliche Teil des Landes
unter einen Bischof in der Union gekommen wäre, was z
Schwierigkeiten mit der Regierung geführt hätte. Durch di
jetzige Teilung wird der Charakter des Landes gewahrt, da
unter der englischen Krone steht und dadurch seine Selbstständig
keit weitgehend bewahrt hat.

Die neue Diözese Leribe umfaßt den nördlichen Teil de
Landes, der mit neun Hauptstationen bereits 40 000 Katho
liken zählt. Bischofssitz wird voraussichtlich St. Monika, ein
Station, die P. Gerard O.M.J. bereits 1876 gegründet hat

Die zweite große Überraschung ist die Ernennung des Obla
tenpaters Emmanuel 'Mabathoana zum ersten Bischof von Le
ribe. Damit bekommt auch Südafrika einen eingeborenen Bi
schof, einen Urgroßenkel des Basutokönigs Moschesch mütter
licherseits.

Mgr. Emmanuel 'Mabathoana O.M.J. wurde geboren an
29. Dezember 1904 zu Roma im Basutoland. Sein Vate
Gregor Sauro 'Mabathoana bekehrte sich vom Heidentum zun
Christentum im Alter von 15 Jahren. Seine Mutter Philo
mena Tsitso, katholisch von Geburt, war die Tochter des Häupt
lings Lehloba Moschesch von Roma, Nachkomme des große
Oberhäuptlings der Basuto, Moschesch, genannt „Berglöwe“

Intelektull gut begabt, entwickelte sich Emmanuel zu einen
erfolgreichen Schüler. Im Februar 1924 tritt er in das ebe
von den Oblaten gegründete Priesterseminar für Schwarze z
Roma ein. Nach zwei Jahren Philosophie, einem praktische
Jahr und drei Jahren Theologie erhielt er die niederen Weihen
Am 5. Jaunar 1932 begann der Minorist Emmanuel sein No
viziat als Oblatenkleriker. Nach bestandener Probezeit legte e
am 6. Jannar 1933 seine ersten, am 6. Mai 1934 seine ewige
Gelübde ab.

Bischof Josef Bonhomme O.M.J., damals Apostolischer Vi
kar vom Basutoland, weihte ihn am 28. Juni 1934 zum Prie
ster. P. Emmanuel 'Mabathoana war damals 30 Jahre alt
Lang und beschwerlich war der Weg bis zum Altar. Er gehört
zu den ersten Einheimischen, die aus seinem Volke zu der Würd
und Bürde des Priestertums gelangten.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang | 15. März 1953 Battleford, Sask. | No. 6

Dies und Das

Im Laufe der Märztage Ruhe- und rastlos kämpft die Welt ihren Krieg der Nerven. Grimm und beladen mit dicken Aktentaschen rasen die Vertreter der einzelnen Völker von Land zu Land, von einer Konferenz zur andern. Und nach jeder Sitzung dieser Apostel des Unfriedens wird die Spannung gereizter. Hier bei uns glaubt wohl noch niemand an einen vor der Tür stehenden Krieg, während anderswo alles in Sprungbereitschaft ist.

Als wir vor drei Monaten Weihnachten feierten, läutete es aus allen Winkeln und Ecken der Welt vom großen Frieden unter den Menschen auf Erden. Man staunt, wie schön sich unsere Welt immer noch über den Frieden ausdrücken kann. Das Wort „Friede“ ist uns wohl noch bekannt, die Macht des Friedens ist jedoch von uns gegangen. Es hat der Mensch in seinem Herzen keinen Raum mehr für sie. Wie könnte es auch anders sein in einer Welt, in der nicht nur Ost und West und Völker und Parteien, wo aber selbst der christliche Nachbar seinem christlichen Nachbarn, der Bruder seinem eigenen Bruder nicht mehr traut? Es ist schon wahr, unser Zeitalter hat seine Größen. Es hat zum Beispiel fertig gebracht, mit seinen Maschinen in ein paar Stunden Länder zu erreichen, die wir früher nur nach monatelanger, beschwerlicher Reise sehen konnten. Es hat jedoch zur selben Zeit die Menschen so voneinander getrennt und dermaßen gegeneinander verbittert, daß wir uns alle nur noch in einem Grundsatz einig sind: Komm mir nicht zu nahe! Du weißt, wir lieben einander nicht mehr!

Während es unter den Menschen brodelt und kocht; während die Heimtücke ihre falschen Wege schleicht und ihre Trügereien zischelt, wird es draußen leise Frühling. Tief im Mutterboden rühren sich die Keime des Lebens und drängen der Sonne zu. Und von den hohen Türmen unserer Kirchen läuten die Fastenglocken das große Hoffen der Ostern ein.

Es ist doch noch nicht alles zum Teufel gegangen, und der Welt Verdorbenheit und Wut des Hassens sind Grenzen gesetzt, die selbst das mächtigste Jahrhundert nicht brechen kann. Trotz aller Lüge und Falschheit, die wie wahnsinnig durch Zeitung,durch Radio, Reden und Taten hinter uns her sind, gibt es doch noch reine Lüfte hier auf Erden.

Unbekümmert der Pläne der Menschen feiert die Natur jedes Jahr ihr großes Auferstehungsfest. Rein ist das Grün der ersten Hälmlein und Blättlein, das die eben noch totenstarre Erde zu

übergießen beginnt. Und es lügt nicht, wenn es von Früchten spricht, die eines Tages da sein werden, damit der Mensch sein Brot habe zur rechten Zeit. Rein ist das Zwitschern und Trillern des frohen Vögleins in blauer Frühlingsluft, und es spricht die Wahrheit, wenn es von der gütigen Vorsehung des ewigen Vaters im Himmel singt, die jedem, dem Gräslein, dem Vöglein, und auch dem irrelaufenden Menschen Speise und Trank zu geben bereit ist.

Rein ist das Lied, das die Fastenglocken singen. Es hat einer für uns gelitten, es ist Einer für uns gestorben am harten Kreuzesholz, damit uns Friede komme und sonnigeres Leben als es uns jemals ein Frühling der Natur vorleben konnte.

„Er war erschienen und Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum hat Ihn Gott auch erhoben und Ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist: Im Namen Jesu sollen sich alle Knie beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde. Alle Zungen sollen zur Ehre Gottes des Vaters bekennen: Jesus Christus ist unser Herr!"

Wem Gott noch Gott ist, der versteht die Sprache der Fastenglocken, und er freut sich und er beugt sich. Sie reden weder vom fernen Osten noch von den unverständlichen Zahlen der Atomexplosionsberechnung. Sie reden vom nahen Gott und von der klaren Rechnung der Liebe des Kreuzes. Sie reden von Dingen, die den Osten und den Westen mitsamt aller Bewirtschaftung der Atomkraft viel verständlicher machen. Sie läuten nicht vom modernen Leben der Welt, das in verschwommene, haßdurchfinsterte Weiten und Breiten schweift, sie reden von einem Leben, das aus den Tiefen kommt und in die Höhen steigt, und von den Höhen wieder zurück in die Tiefen. So wie die Gräslein es tun, die zu jeder Frühlingszeit ihre tausendmal gesegneten Köpflein so frischgrün der Sonne entgegendrängen, um dann wieder alle von der Sonne getrunkene Kraft bis zur tiefsten und letzten Wurzelfaser zu leiten.

Flach muß das Leben werden, flach an Gedanken und flach an Liebe, wo es nur in die Breite läuft, auf den Wegen der Fläche, wo alles so leicht ist: Das Trinken und das Hassen, das Lügen, die Unkeuschheit, das Tanzen und das Verknechten des Schwächeren. So ein Leben trägt nichts an sich, das von Ewigkeiten zeugen könnte. Bote des Todes könnte man es nennen. Denn in ihm bewegen sich Menschen, deren Augen bei lebendem Leibe tot sind. Sie sehen nicht mehr, was der vernünftige Mensch sehen sollte. Sie sehen nicht mehr den Geistestod und den Sündentod, dem der moderne Mensch verfallen ist. Sie unterzeichnen mit größter Begeisterung Todesurteile, durch die heute dieses Volk, und morgen – sie selbst vernichtet werden. Sie biegen und krümmen an den Urgesetzen der Gerechtigkeit herum und vergessen, daß sie selbst einmal unter den Paragraphen einer verbogenen Gerechtigkeit schreien werden. Sie höhnen Gott oder schieben ihn achtlos beiseite, und – „sie wissen nicht, was sie tun." Wüßten sie es, dann wäre vieles anders!

Sinnend steht der Christusgläubige in der Natur des Frühlings. Unter dem alten Baum am Wege steht ein verwittertes Kreuz. Alt sind sie beide, Kreuz und Baum. Jung, ewig jung ist das Leben, das von beiden ausgeht. Tausend Winde haben des Baumes Samen in die Weiten getragen, und wo die Keimchen sich niederließen, da gruben sie sofort in die Tiefe, und da stiegen sie sogleich in die Höhen. Die Tiefen und die Höhen gaben ihnen Leben und Wachstum und Reifen und Gedeihen. Und sie wurden Bäume.

Erfinder, Schöpfer und Erhalter dieses Lebens ist Jesus, dessen Leidensgestalt am Kreuze abgebildet ist. Er ist Gott. Wie sollte der kleine Mensch Gottes Ratschlüsse verstehen? Er, auf dessen Wort das Weltall sich formte, von den unübersehbaren Weiten des Raumes um uns herum bis zum kleinen Sandkörnlein, Er, dem die Stürme gehorchen und der den Meeren gebietet – hängt als Leidensmann am Kreuze! Und der Mensch wundert sich. Der Flachsinnige wendet sich höhnend ab.

Man sagt, es habe noch keiner Himmel oder Hölle gesehen? Das Kreuz ist Himmel und es ist Hölle. Der vom Kreuzestode auferstandene Heiland ist Himmel. Himmel ist immer dort, wo Gott ist, und Christus ist unser Gott. Wer Ihn sieht, wenn auch nur mit den Augen des Glaubens, sieht den Himmel.

Der am Kreuzesstamm leidende Heiland ist die von Gott auf sich genommene Hölle. Hölle ist immer dort, wo Gott nicht ist; dort, wo die Sünde ist – die Sünde des Einzelmenschen und die Sünde der Menschheit, die Christus auf sich genommen, so schwer, bis er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

Wenn wir verstehen, daß Gerechtigkeit Rückzahlung der Schuld, Wiedergutmachung der Beleidigung fordert, dann begreifen wir, daß für die Sünde gestraft werden muß. Wenn wir erfassen, daß Gott die Liebe selbst ist, dann kommt es uns auch ein, warum Er die schmerzliche Wiedergut-

machung der Beleidigung, die Gott dem Allheiligen durch unsere Sünde angetan, auf sich genommen hat.

Damit der Mensch frei werde vom Urteil der Gerechtigkeit, nahm Christus alle Höllenstrafen auf sich.

Nicht für die Hölle ist der Mensch geschaffen. Weder für die Hölle der Ewigkeit noch für die Hölle der Sünde und der Gottlosigkeit des Herzens. Auch nicht nur für diese Welt hat Gott ihm Dasein gegeben. Der Mensch, dessen Geist Hauch vom Hauche Gottes, und dessen Seele durch die Taufe Leben vom Leben Gottes ist und somit gottverwandt, soll leben die Ewigkeit des Dreieinigen Herrn. Er soll leben das Leben der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Reinheit, der Ehrlichkeit und der Liebe, so wie sein Gott es lebt. Und der Friede auf Erden, der einstens aller Menschheit verkündigt ward, soll unter uns sein. Er wird jedoch nur dann uns beglücken, wenn wir leben wie Gott lebt.

Das wieder zu lernen ist der Sinn der Fastenzeit. Nicht, daß wir äußerlich fasten und uns ein paar Genüsse des Leibes entsagen ist die Hauptsache der Vorosterzeit, sondern daß wir mit unserem Denken und Lieben, mit unserer Gerechtigkeit, mit unserer ganzen Gesinnung wieder in die Tiefen greifen und zu den Höhen Gottes streben. Daß wir unserer Frömmigkeit und Gottestreue; daß wir unserer Sündenscheu; daß wir unserem Gewissen neues, christusgläubiges Leben und Streben einhauchen, das ist der Sinn und das Ziel der katholischen Fastenübungen.

Kein Weltenprogramm kann uns edlere und weisere Ziele setzen als diese es sind. Wohl spricht auch die Welt von Brüderlichkeit und Nächstenliebe; wohl kommt auch sie mit Sammlungen für Hungernde, für Vertriebene und Kranke. Diese von der Welt gepredigte Menschenfreundlichkeit hat uns jedoch um nichts menschenfreundlicher machen können. Sie hat uns weder zu neuen Menschen geformt noch hat sie uns – zu Gottesfreunden gemacht. Menschenfreundlichkeit ist gut. Sie ist gut in jeder Form, in der sie an uns herantritt. Die Menschenfreundlichkeit der Welt kommt jedoch immer in der Person anderer Menschen zu uns, und sobald diese Person unser Haus verlassen, ist auch die Freundlichkeit wieder gegangen. Trotz aller Sammlungen der Welt haßt und hetzt der Mensch nach Kräften weiter. Und Gewissen und Gerechtigkeit steigen immer tiefer hinab in die Abgründe der Sünde.

Welt und Christus sind doch nicht dasselbe. Und wenn sie von der Liebe reden, meinen sie zwei grundverschiedene Dinge. Die Welt mißt ihre Liebe nach der Zahl der Geldstücke, Christus mißt die von Ihm gepredigte Liebe an der Reinheit des Gewissens und an der Glut des Menschen zu Gott. Der Welt genügt es, sein Gutsein durch Gaben zu beweisen, Christus fordert gründlichstes Forträumen aller schlechten Gedanken, Verlangen und Taten, und alle Kraft zum Aufbau des Ehrlichen und des Göttlichen im Menschen.

Das sind doch wohl zwei grundverschiedene Sachen?

Der am Kreuz ist unser Programm und unser Leben. An den jungen Gräslein hat Er uns gezeigt, wie einfach das Leben im Grunde genommen ist, wie einfach und wie tief und wie hoch an Wahrheit und Ewigkeit.

Werden wir wie die Gräslein und suchen wir zu wachsen ins Tiefe und ins Hohe. Das ist das Fasten des Menschen, daß er sich enthalte aller verflachenden Sünde und wachse an Ähnlichkeit mit seinem fleischgewordenen Gott. So einem Fasten folgt die Auferstehung alles Guten und Göttlichen in der Welt – wo aber das Göttliche wirkt und waltet, da wird es Frieden und da bleibt es Frieden. Friede der ewigen Ostern!

– Der Schriftleiter

* * *

Wir sind meist so erfüllt von der lauten Geschäftigkeit irdischer Dinge, daß die ewigkeitschauenden Worte von der Jenseitswelt uns fern und fremd anmuten und von unserer Seele abgleiten. Sie lassen keinen anderen Eindruck zurück wie der Wind, der über ein leeres Stoppelfeld fährt, wie eine weiße Schneeflocke, die in den grauen Straßenschmutz versinkt.

Und doch werden jene Worte einmal unentrinnbare Wirklichkeit für uns werden!

Henriette Brey

Fasten

Ein uraltes Gebot ist das Fastengebot; aus dem Paradiese stammt's: „Von allen Bäumen dürft ihr essen, nur von diesem Baume sollet ihr nicht essen!" In den verschiedensten Variationen klingt es dann wieder durch die Jahrhunderte des Alten Bundes: „Weihet ein Fasten und rufet den Herrn an!" — „Verharret im Fasten und Beten vor dem Angesichte des Herrn!" Endlich kommt dann die Kirche mit der bestimmten Form: „Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten."

Wohl ist hier als äußerste Übung vorgeschrieben Abbruch von Speise. Jeder möge nur ruhig dieser Übung sich unterziehen, unbesorgt um seine Gesundheit oder gar um's Leben. Mäßigkeit und Lebensstrenge bringen mehr Gesundheit und Lebenslänge, als Überfluß und weichliches Wohlleben. Lebendige Zeugen dafür sind die alten Einsiedler, die bei strengem Fasten an die hundert Jahre kamen und noch darüber hinaus.

Doch bei diesen Buchstaben des Gesetzes soll der Christ nicht stehen bleiben, vielmehr eindringen tief und klar in den Geist dieser Vorschrift, der da lautet: Selbstüberwindung!

„Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, welche Gewalt gebrauchen, reißen es an sich." Das ist der Aufruf Jesu zu geistigem Kampfe, der das Kirchengebot werden ließ: „Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten!" Also Kampf gegen die Feinde des Heiles, vor allem gegen sündhafte Gewalten im eigenen Herzen! Kampf für den Himmel!

Bald gilt der Kampf den Augen, bald den Ohren, nun dem Gaumen, nun der Bequemlichkeit, jetzt der Redseligkeit, jetzt der Niedergeschlagenheit, heute der ausgelassenen Freude, morgen der sündhaften Traurigkeit. Wer dieses Kämpfen mit sich selbst für überflüssig hält, hat damit auf den Himmel verzichtet; denn „wer sein Leben liebt, wird es verlieren." Treues Kämpfen und Selbstüberwinden nur bringt als Sieg und Lohn den Himmel: „Wer sein Leben haßt, wird es gewinnen." Der Dichter singt das so schön:

Eine Blume weiß ich, die voll Pracht
Leuchtet, wenn die Welt versank in Nacht.
Diese Blume steht auf rauhem Grund,
Wer sie pflückt, dem wird die Seele wund.
Wer sie hegt, dem sagt sie süßen Dank
Erst, wenn jede and're Blume sank.
Drum, gelüstet dich nach ihrem Schein
Rasches Herz, so warte — warte fein!
Wenn dir stille steht der Zeiten Lauf,
Blüht die Blume deines Herzens auf.

Dank der Kirche, daß sie so ernstlich mahnt zur Abtötung! Denn Abtötung macht frei von inneren Unarten und Torheiten. „Wer schlägt den Leuen? Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet den und diesen? Das tut jener, der sich selbst bezwingt."

Abtötung gibt der Seele Schwungkraft und Begeisterung. Aber: „Wo kein Opfer, da kein Leben, da keine Liebe und kein Licht, kein hoher Flug, kein hehres Streben, kein Glück da und der Himmel nicht."

Abtötung läutert, macht liebenswürdig, zufrieden, froh, glücklich, macht uns demjenigen ähnlich, der gesagt hat: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!"

Mutig und beherzt übertritt darum der gute Jünger Christi die Schwelle am Eingang der Fast- und Bußwochen, auf den Lippen und im Herzen den festen Vorsatz: Kein Tag ohne irgendeinen Sieg über mich selbst!

Aschenkreuz auf meiner Stirne,
Halte Wach' am Sinnentor,
Strahl gleich segnendem Gestirne
Meinen dunklen Wegen vor!
Sinke wie ein zarter Schleier
Zwischen mir und dieser Welt,
Deren buntes Farbenfeuer
Oft mein Aug geblendet hält. (Hahn-Hahn)

Der Weg, den der Herr führt, ist schmal. Ihn betreten und gehen heißt, ein Leben der Liebe und des selbstlosen Dienens führen in den Fußstapfen Jesu Christi, das heißt für das ewige Leben.

Mariä Verkündigung



Welch ein Augenblick! Die „Fülle der Zeiten“ ist gekommen. Gottes Erbarmen, das die sündige Welt vier Jahrtausende erfahren, strömt nun über. Der himmlische Vater will seinen ewigen Ratschluß ausführen und seinen eingeborenen Sohn hingeben den Menschen zur Erlösung. Maria, die Jungfrau aus dem Hause Davids, ist die Auserwählte des Herrn, welche mitwirken soll zur Menschwerdung des Gottessohnes und zur Errettung der Adamskinder.

Aber sie selbst soll ihre Einwilligung hierzu geben. Und siehe! Der Himmel neigt sich nieder zur Erde. Sein Bote, der Erzengel Gabriel, der Himmels-Evangelist, tritt mit der Brautwerbung ein in das stille Gemach der betenden Jungfrau und begehrt sie zur Tochter des Vaters, zur Mutter des Sohnes, zur fleckenlosen Braut des Heiligen Geistes: „Du hast Gnade gefunden bei Gott! Siehe, Du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und Du sollst seinen Namen Jesus heißen . . . . Der Heilige Geist wird über Dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird Dich überschatten.“

Und Maria? Ach Gott! Wer vermag ihr Staunen begreifen über solche Herablassung und Erbarmung Gottes! wer ihren glühenden Dank, die süßen Wonneschauer und den Himmelsjubel, wovon ihr Herz durchflutet ist! — Kein Wunder: sie zaudert! Wie soll's nur möglich sein: Der Schöpfer will wohnen im Geschöpf! — Der Unendliche im Endlichen! — Die Allmacht in der Schwäche! — Gott will Mensch sein, ohne aufzuhören, wahrer Gott zu sein! — Der Mensch will Gott sein, ohne aufzuhören, wahrhaft Mensch zu sein!

Doch nein! Mag sich Wunder auf Wunder drängen — sie glaubt den Worten des Himmelsboten. Nur über das, was sie persönlich angeht, bittet sie um Aufschluß: „Wie wird das geschehen?“

Des Engels Antwort beruhigt sie: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Jetzt muß die Erklärung der Himmelsbraut kommen. Himmel und Erde halten gleichsam den Atem an in Erwartung dieser Worte:

„O Jungfrau“, redet der hl. Bernhard sie an, „der Engel harret Deiner Antwort; auch wir warten auf sie. Alle Menschen, alle Zeiten blicken auf Dich! Der Preis unserer Erlösung wird Dir angeboten. Wir sind gerettet, wenn Du Deine Zustimmung gibst. Mit einem Worte kannst Du uns helfen! Deshalb bittet Dich Adam und sein ganzes aus dem Paradiese verstoßenes Geschlecht, alle liegen zu Deinen Füßen, weil der Trost der Elenden, die Erlösung der Gefangenen, die Errettung der gefangenen Welt von Dir abhängt.“

Maria, vom Heiligen Geist erleuchtet, weiß dies, und von ihren reinen Lippen kommt die beglükkende Antwort: „Siehe, ich bin des Herren Magd, mir geschehe nach Deinem Worte.“

Nun ist's ausgesprochen, dieses erlösende Fiat — es geschehe! Der seligste Augenblick seit Paradieseszeit ist da: Das erste Aufleuchten des rettenden Morgensternes! Voll Sehnsucht hatten die Gerech-

ten des Alten Bundes nach dieser Stunde geschaut; bittend und flehend hatte das Volk gerufen: „Tauet, Himmel, den Gerechten!" — Endlich schallt's und hallt's durch die Himmelssphären: „Das Wort ist Fleisch geworden!"

Selig, die Du geglaubt hast, o Jungfrau Maria! Du nennst Dich nur die Magd des Herrn; aber uns bist Du der „Morgenstern", die „Ursache unserer Freude", die „Pforte des Himmels!" Unsere Königin bist Du, selig gepriesen von allen Geschlechtern! Dreimal täglich verkündet mit ehernem Munde die Glocke vom Turme Deine einzige Würde: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom Heiligen Geiste." Jeder kommende Morgen, jeder geschäftige Mittag, jeder scheidende Abend grüßt Dich mit diesem Lobpreis! Eine Stunde ruft der andern zu und so fort und fort herum um den Erdkreis tönt es: Ave Maria!

Weit öffnet sich mir das Herz, wenn das Ave-Glöcklein klingt, es ruft mir wach die frohe Erinnerung: Ich bin mit Gott versöhnt durch Jesus Christus, den Sohn Mariä! — Und während das Glöcklein klingt und singt, erfüllt neues Vertrauen zur Gottesmutter mein Herz, und ich falte die Hände und bitte:

Maria keinen je vergißt,
Der sie mit frommem Ave grüßt!
Glöcklein, so hell und rein,
Läut' mich zum Himmel ein
Wie jetzt zur Ruh!
Und wie ich grüße Dich,
Grüße, o Mutter mich
Dann einst auch Du!

* * *

Auf gegenseitige Achtung muß eine Ehe gegründet sein.

Zur Geschichte des Trauringes

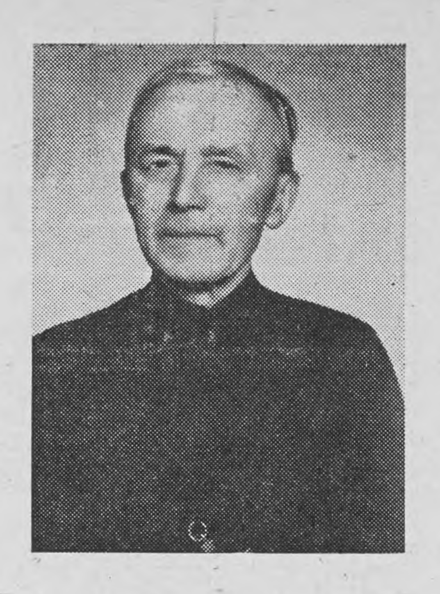
Der Trauring oder vielmehr der Verlobungsring ist älter als das Christentum, denn er war schon den alten Indiern bekannt. Über die Symbolik des Ringes ist schon viel geschrieben worden, darunter befindet sich viel Irriges, besonders wenn es sich um poetische Deutungen handelt. Gewiß liegt die Erklärung nahe, daß der Ring, an dem man weder Anfang noch Ende wahrnimmt, ewige Treue andeute, aber diese Erklärung ist eben falsch. Der Ring hatte ursprünglich eine andere Bedeutung, er drückte ein gewisses Untertanenverhältnis des Weibes zum Manne aus, und tatsächlich war es nur der Bräutigam, der den Ring gab, um damit seiner Braut bemerklich zu machen, daß sie fortan unter ihm stehe und ihm zu gehorchen habe. Mittels des Ringes wurde in altheidnischer Zeit der Brautkauf bewerkstelligt, und noch heute ist bei den Chinesen der Brautkauf ebenso üblich, wie ehedem bei den alten Römern und und Germanen. In alten Zeiten hatte das Geld häufig die Form von Ringen. Bronzene Geldringe finden sich in zahlreichen altgermanischen Gräbern. Als der Ring die Bedeutung des Geldes verlor, befestigte man an ihm kleine Schlüssel zum Öffnen und Schließen von Geldkästen.

Mit der Einführung des Christentums nahm auch der eigentliche Brautkauf ein Ende, denn die Kirche gab dem Weibe seine Würde zurück und nahm die entehrende Rolle des Heidentums von ihm, das im Weibe nur eine Sache sah, wie es denn auch nicht Zufall ist, daß die deutsche Sprache für „Weib" das sächliche Geschlecht gebraucht. Daß die Trauringe in Deutschland vor dem zwölften Jahrhundert als Symbol der Treue verwendet worden sind, läßt sich nicht nachweisen. Aber lange vorher schon trugen Bräutigam und Braut Ringe und wechselten die Brautleute dieselben. Bei den Angelsachsen wurde die Verlobung dadurch vollzogen, daß man sich die Hände reichte, worauf Braut und Bräutigam einander beschenkten. Unter den Gaben des letzteren befand sich ein Ring, welcher, nachdem ihn der Priester gesegnet, der Braut an einen Finger der rechten Hand gesteckt wurde, wo er bis zur Heirat verbleiben mußte. Bei dieser zog ihn der Bräutigam ab, ließ ihn nochmals vom Priester segnen und steckte ihn darauf der Braut an den Zeigefinger der linken Hand.

In dunklen Stunden

**Dunkeln muß der Himmel rings im Bunde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zutage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und Klaren.**

Einer, der sei Leben lang im Schatten stand



Am 21. April 1952 trat in der Kapelle des Johanneskollegs in Edmonton auf Befehl des Erzbischofs MacDonald ein geistliches Gericht zu seiner ersten Sitzung zusammen. Drei Richter, ein Glaubensanwalt und ein Protokollführer vernahmen unter dem Vorsitz des Vizepostulators P. Josef Morabito O.M.J. in 62 Sitzungen 43 Zeugen. Der Mann, dessen Informationsprozeß dort in aller Form begonnen wurde, hätte es sich im Leben nie träumen lassen, daß hohe kirchliche Stellen sich mit ihm befaßten. Es war der Oblatenbruder Anton Kowalczyk, dem im Leben nichts zu gering und schlicht war, dessen Licht dort auf den Leuchter gestellt wurde.

Geboren am 4. Juni 1866 in Dzierzanow, Diözese Posen wuchs er in einer urkatholischen Familie auf, besuchte in seinem Heimatdorf die Volksschule und erlernte dann das Schmiedehandwerk. Da zwölf Kinder am Tische saßen, ging er nach der Lehre auf die Wanderschaft, um in den Fabriken Westdeutschlands besser zu verdienen. Zuerst kam er nach Hamburg, aber die protestantische, sozialistische Umgebung behagte ihm wenig. So zog er denn weiter ins Rheinland. Auf der Walz freundete er sich mit einem Zunftgenossen an, der nicht müde wurde, von Adolf Kolping zu erzählen. Gemeinsam pilgerten sie zum heiligen Köln, um am Grabe des Gesellenvaters zu beten. Während unser Anton dort in Andacht versunken kniete, hörte er eine innere Stimme, die ihm befahl: Geh nach Mühlheim!

In Mühlheim fand der geschickte Schmiedegeselle gleich Arbeit und in der behäbigen Frau Prunnenbaum eine herzensgute Pensionsmutter. Jeden Morgen um 5 Uhr weckte sie ihren Schutzbefohlenen, damit er vor der Arbeit noch zur hl. Messe gehen konnte. Sonntags zog die ganze Familie geschlossen zur Kirche. Antons Glück war voll, als die gute Frau Prunnenbaum ihn eines Tages zur Wallfahrt nach Kevelaer einlud, und ihm zum Überfluß auch noch die Fahrt bezahlte. Villeicht war es auf dieser Betfahrt, daß Frau Prunnenbaum ihm zum erstenmal vom Klosterberuf sprach.

Anton war mittlerweile schon 24 Jahre alt und fürchtete, daß man ihn im Kloster nicht mehr gebrauchen könne. Doch die gute Pensionsmutter malte ihm mit Begeisterung die Schönheit des Bruderberufes, erzählte, wie Patres und Brüder einträchtig zusammenarbeiten, und wie jeder von ihnen sein Teil beitrage, um das Gottesreich immer weiter auszubreiten. Sie hatte selbst einen Sohn, der in St. Karl bei den Oblaten studierte, gleich wollte sie hinfahren, um mit den Obern Antons Angelegenheit zu regeln. Gesagt, getan. Nachdem der Vater noch einige Zeit gezaudert hatte, seine Einwilligung zu geben, da die Familie auf Antons Zuschuß angewiesen schien, konnte er schließlich am 20. September 1891 in St. Gerlach eintreten, wo er am 1. Oktober desselben Jahres sein Probejahr anfing. Am 2. Oktober 1892 legte der junge Bruder seine ersten Gelübde ab. Am selben Tag kam er ins nahe gelegene St. Karl, wo man den geschickten Schmied und Schlosser sehnlichst erwartete, da das Juniorat mitten im Aufbau steckte. Bis 1896 hat Bruder Anton dort unverdrossen, immer liebenswürdig und zu jedem Dienst bereit, geschafft, so daß seine Obern und Mitbrüder ein schweres Opfer brachten, als sie ihn 1896 in die Indianermission Nordwestkanadas ziehen ließen. Obere und Mitbrüder waren überzeugt, daß ein heiliger Ordensmann das Haus verließ.

Nach langer, beschwerlicher Fahrt kam Bruder Anton in der Mission am Rentiersee an. Dort vertraute man ihm die Pflege und Wartung der Maschinen, die Mühle und Sägerei trieben, an. Hier geriet er am 15. Juli 1897, als er die laufenden Maschinen schmieren wollte, in den Treibriemen, wobei ihm die rechte Hand

zerquetscht wurde. Erst zwei Tage später war ein Arzt zur Stelle, der aber auch nur die Überführung ins Krankenhaus von Edmonton anordnen konnte. Vier Tage dauerte die Fahrt im rumpelnden und stoßenden Pferdewagen. Sechs Tage nach dem Unfall konnte auch der beste Arzt nicht mehr helfen. Hand und Unterarm mußten sofort operiert werden. Bruder Anton machte das Kreuzzeichen, betete ein „Gegrüßet seist du, Maria", und ohne auch nur vor Schmerzen zu stöhnen, sah er bei vollem Bewußtsein den Arzt das zerschmetterte Glied abtragen. Nur einmal hat er nach der Operation bitterlich geweint, bei dem Gedanken, daß er nun unnütz für das Gotteswerk sei. Als sein Superior ihn tröstete, sagte er: „Wenn sie und die Genossenschaft mit dem Krüppel zufrieden sind, dann bin ich es auch."

Nachdem die Wunde verheilt war, kam Bruder Anton auf die Mission St. Paul, wo die Patres eine Siedlung für die Mestizen gegründet hatten. Die Station lag an der großen Landstraße, die von Edmonton nach Winnipeg führte. Die Straße wurde von Indianern und Mestizen viel befahren. Da konnte man den guten Bruder oft nach dem Abendessen in der Schmiede finden, wo er für Gotteslohn die elenden Indianerkarren flickte. Am liebsten fuhr er mit Bischof Legal auf Firmungsreisen. Einmal, als die Stechmücken den von der Reise ermüdeten Hochwürdigsten Herrn gar zu sehr plagten, wollte er seine schlechte Laune an dem Bruder auslassen. „Bruder, da liegt ein Stein, passen Sie auf, daß Sie ihn nicht verfehlen, Bruder, da ist ein Schlammloch, sehen Sie zu, daß wir darin steckenbleiben", ging es die ganze Zeit. Doch unser guter Bruder antwortete nur: „Hochwürdigster Herr, wir müssen beide unser Kreuz tragen, Sie und ich; ich muß ständig aufpassen, daß ich damit nicht über einen Stein stolpere oder im Morast steckenbleibe."

Ein anderes Mal fuhr er mit einem Bruder nach der Firmung hinaus auf den Bibersee, um einige Weißfische für das Mittagessen zu fangen. Gerade hatten sie einen prächtigen Fisch von der Angel genommen, als unversehens ein Sturm losbrach, der sie in wenigen Minuten mit dem Boot ans Land warf. Unglücklicherweise blieb Bruder Anton mit seinem künstlichen Arm an einem Zweig hängen und wurde in den wildtobenden See geschleudert. Mit größter Anstrengung gelang es seinem Begleiter, ihn zu befreien und ans Trockene zu ziehen. Vollkommen durchnäßt und mit knapper Not dem Tode entronnen, sagte Bruder Anton nur: „Der liebe Gott ist doch gut, er hat sogar unseren Fisch gerettet."

1911 kam Bruder Kowalczyk ins neue Juniorat nach Edmonton. 36 Jahre hat er dort im Winter die Heizung und im Sommer den Garten betreut. 36 Jahre lang hat er Mitbrüdern und Schülern das Ideal des vollkommenen Ordensmannes vorgelebt. 36 Jahre lang hat er dort um gute Priester gebetet und mit Gott im Gebete um jeden Beruf gerun-

Jerusalem, bekehre dich!

Nach Golgatha hinan mit todesmüden Schritten
Der Heiland wankt, bedeckt mit tausend Wunden,
Die scharfe Ruten in Sein heil'ges Fleisch geschnitten,
Das hehre Haupt mit Dorngeflecht umwunden,
Womit der Henker Spott den Judenkönig schmückt,
Und schwere Kreuzeslast die Schultern schmerzlich drückt.

So sieht man denn – welch Menschenherz kann's fassen? –
In Schmach und Schmerz den Welterlöser schweigen,
Von allen Freunden, Jüngern selbst, verlassen,
Für fremde Schuld den Opferplatz besteigen. –
Ein Gott, sich opfernd für die undankbare Welt,
Daß sie nicht Seinem Zorn und ew'ger Pein verfällt!

Mußt du nicht, Israel, Jerusalem, erbeben,
Da selbst des Tempelvorhangs heil'ge Falten
Zerreißen, Tote sich vom Grab erheben,
Das Sonnenlicht sich trübt und Felsen spalten!?
Doch sühnest, treulos Volk, den Gottesmord du nicht:
Wie wird es dir ergehn dereinst beim Weltgericht?! –

Ist das dein Ernst, mein Christ? Verdammst du das Verbrechen,
Das Volkeswahnsinn einst an seinem Gott begangen?
Mußt du nicht gegen dich ein gleiches Urteil sprechen,
Erglüh'n vor Scham nicht purpurn deine Wangen?
O sinke reuig nieder heut' am Kreuzesstamm:
Für dich und deine Sünden starb das Gotteslamm!

Erich von Haideck



Gottes Liebestat

gen. Gewissenhaft hat er jede aufgetragene Arbeit verrichtet. Schon im Spätsommer überprüfte er die ganze Heizanlage. In den langen kalten Wintermonaten stand er nachts auf, um Kohlen nachzulegen. Immer wieder kontrollierte er die Thermometer in den dem kalten Winde am meisten ausgesetzten Räumen.

Daneben versorgte er mit wahrhaft mütterlicher Liebe das Federvieh. Wenn er im Frühjahr kleine Küken hatte, schlief er oft wochenlang in der Hühnerfarm. „Es könnte die Nacht kalt werden“, sagte er, wenn ihm jemand bemerkte, er solle es sich bequemer machen. Als eines Tages durch die Unvorsichtigkeit der Schüler 200 Küken durch ausströmendes Gas getötet wurden, machte er ihnen keinerlei Vorwürfe. Mit Tränen in den Augen sagte er nur: „Der liebe Gott hat es so gewollt.“

Bruder Anton machte sich nützlich, wo er nur konnte. Den Köchen brachte er das Gemüse aus dem Garten, an den Waschtagen sorgte er für die Maschinen; wenn die große Schlacht vorbei war und die Helden sich zurückzogen, wusch der gute Bruder Anton den Fußboden auf.

Nie hat Bruder Anton einen Dienst abgeschlagen, und wenn es die Schüler waren, die kamen, um ihre Schlittschuhe schleifen zu lassen. Wenn er die Junioristen um Hilfe bat, konnte er sicher sein, daß sie ihn nicht im Stiche ließen. Um so mehr, als Bruder Anton die Äpfel und Birnen seines Nachtisches an die dienstbereiten Helfer verteilte. Der Wunsch seines Obern war ihm Befehl. Nach der Fronleichnamsprozession des Jahres 1937 sagte ihm sein Superior: „Bruder, wir müßten eine Lourdesgrotte haben, wollen Sie das Geld dafür besorgen?“ — „Es ist gut“, antwortete Bruder Anton, und einem seiner dienstbaren Geister diktierte er einige Briefe, und das nötige Geld kam. Ebenso hatter er schon 1916 für einen würdigen Altar in der Kollegskapelle gesorgt. Bruder Kowalczyk war Pole, und er sagte von sich selbst, daß er aus seiner polnischen Haut nicht herauskönne. Als im letzten Krieg in seiner Gegenwart jemand gegen Deutschland vom Leder zog, sagte Bruder Anton: „Ich kann die Deutschen nicht hassen, ich habe viele gute Menschen unter ihnen kennengelernt. Es sind nur einige wenige, die die Gewalt haben und ihre Macht mißbrauchen.“

Der einfache Laienbruder besaß die Weisheit der Kinder Gottes. In ständigem Gebet und Verkehr mit Gott hatter er alle irdischen Fesseln abgestreift. Es war eine reife Frucht, die Gott am 10. Oktober 1947 heimholte. Sein Leib ruht auf dem Friedhof St. Albert neben den großen Gotteskämpfern, die die Kirche im Nordwesten Kanadas gepflanzt haben. Ein schlichter Bruder, der nichts Außergewöhnliches getan hat, aber das Gewöhnliche, Alltägliche außergewöhnlich gut verrichtete.

Nikolaus Kowalsky O.M.J.

* * *

Das Leben ist ein Spiel,
wie alle Spiele sind;
Wer's nicht versteht, verliert,
und wer's versteht gewinnt.

Gleim

Der Fluch des Geldes

Tief liegen sie in der Erde vergraben: runde türkische Goldstücke aus schwerem rötlichen Golde, mit gezähnten Rändern, auf der einen Seite mit rätselhaften Schriftzeichen geziert, auf der anderen mit dem geheimnisvollen ottomanischen Wappen; große Machmudien, dünn, weich, biegsam, aus glänzendem Golde; schwere gelbe Dukaten mit altertümlichen Bildern auf beiden Seiten: französische Louisdors und ganze Hände voll blanke, glutschimmernde Napoleons. Aus fernen Landen sind sie gekommen, durch tausend Hände sind sie gegangen, nun liegen sie hier begraben in der Erde — lange Jahre, Tag um Tag. Fest sind die Wände des irdenen Topfes, und ein schwerer Stein deckt sie zu.

*

Junger Frühling war über der Erde erblüht, vom Himmel strahlte die Sonne; in der grünen Flur verloren sich rötlichbraune Herden; Lerchen sangen hoch oben im blauen Gewölbe, und unten — hupften die Lämmer gleich weißen, schneeigen Pünktchen.

Erde und Himmel, Flur und Menschen berauschten sich am Feste des Frühlings.

Auf der Wiese, neben dem Flusse, unter den alten Weiden wogte der wilde Tanz. Etwas abseits saßen die Frauen und Kinder, hinter ihnen in Gruppen die Männer. Doch plötzlich erhob sich ein Mann und entfernte sich von den andern. Er schien besorgt, sein Blick irrte unter den Menschen umher.

Der Mann suchte den Alten, seinen Vater, aber er war nicht da.

„Ich gehe", sagte der Mann, „ich habe Arbeit zu Hause."

Und er schritt dem Dorfe zu.

Er kam an den Wirtshäusern vorüber, sah in das eine, dann in das andere. Aber der Alte war auch dort nicht.

Der Sohn machte sich auf den Heimweg. Böse Ahnung quälte ihn. Wo war der Alte? Warum war er nicht gekommen? Was tat er zu Hause?

Er öffnete die Haustüre und ging durch die Zimmer. Der Alte war nicht da. Er sah in die Scheune, in den Stall — auch dort war er nicht. — Seine Unruhe wuchs, schlimme Vermutungen zerrissen sein Herz.

Da ging er zu dem kleinen Anbau hinter dem Hause, langsamen, schleichenden Schrittes und sah sich unsicher um. Und als er die Türe öffnete, begegnete ihm von innen, aus dem dunklen Bau heraus der feindselige Blick zweier von Entsetzen geweiteten Augen.

Da war der Alte, der Vater. Mit entblößter Brust, in Schweiß getaucht — so hockte er an der Wand; mit der einen Hand wischte er mit seiner Kappe über sein ermattetes Gesicht, mit der anderen faßte er fest die Hacke.

Vor ihm, an zwei Stellen in der Erde, gähnten zwei frische tiefe Gruben.

„Was machst du hier?" fragte der Sohn dumpf.

„Du hast es mir gestohlen", gab der Vater düster zurück, „du hast es mir gestohlen, du. . . ."

„Ich habe nichts getan Vater. Du versündigst dich vor Gott."

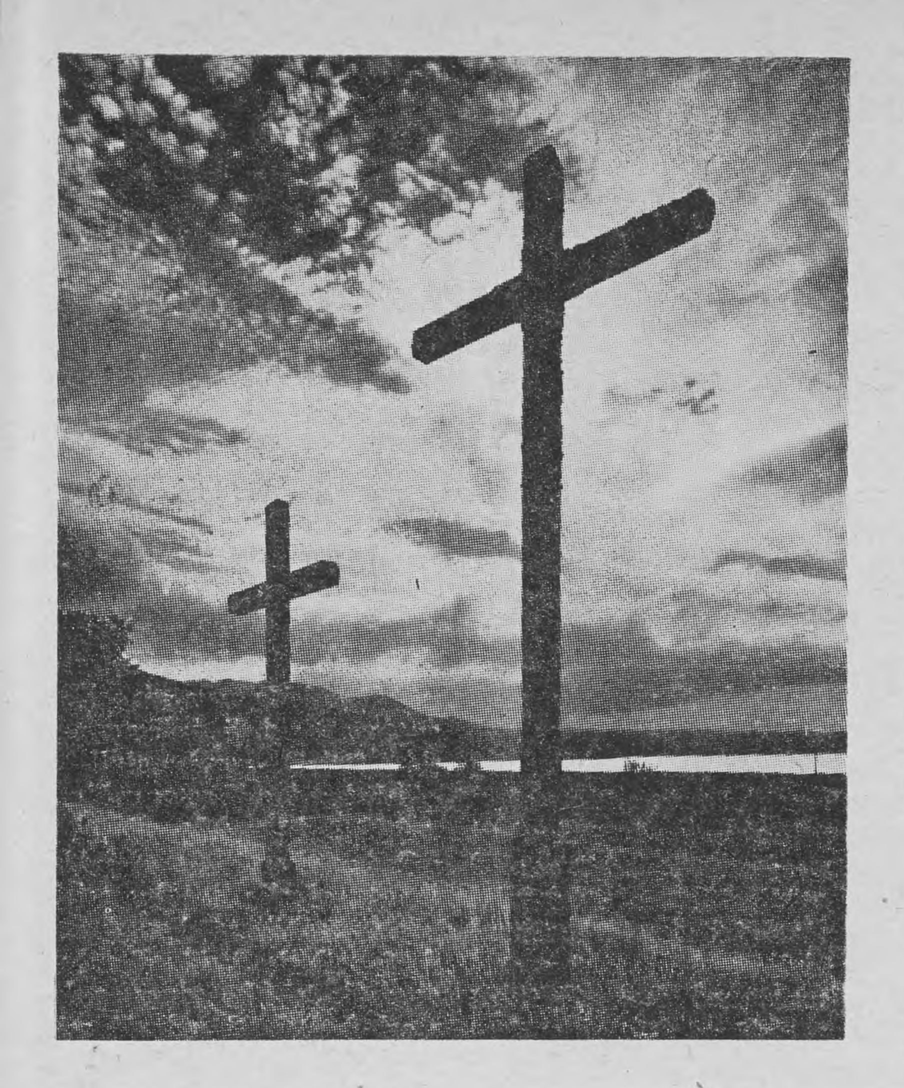
„Aber wo ist mein Geld?"

„Hier, du hast den Ort vergessen," sagte lächelnd der Sohn.

Er nahm die Hacke und grub einen Schritt weit rechts von der ersten Grube. Unten klirrte es. Beim zweiten Stich zeigte sich der Stein und unter dem Stein hervor — glänzte das Gold. Der Greis warf sich nieder und krallte

---

„Er aber stieg zu uns herab, Er, unser Leben, nahm unseren Tod hinweg und tötete ihn aus der Fülle Seines Lebens. Und nun ruft Er mit Donnerstimme, wir sollten von hier zurück uns wenden in Sein verborgenes Heiligtum, von dem Er ausging zu uns in jenen auserlesenen, jungfräulichen Schoß, da sich die menschliche Natur mit Ihm vermählte, sterbliches Fleisch, damit es nicht für immer sterblich bliebe: dort tritt Er wie ein Bräutigam aus Seiner Kammer und läuft frohlockend wie ein Riese Seinen Weg. Nicht säumte Er, Er lief vielmehr und rief mit Wort und Tat, mit Tod und Leben, durch Aufstieg und Abstieg, rief, zu Ihm zurückzukehren. Und Er entschwand den Augen, daß wir ins eigene Herz einkehren und dort Ihn fänden. Er ging von dannen, und sieh, Er ist hier!" St. Augustinus



wie von Sinnen die Finger in die Erde.

Der Sohn ging beiseite, ging hinaus und schloß leise die Türe.

In der Nacht vergrub der Alte heimlich das Geld an einer anderen Stelle. Doch das wache Auge des Sohnes war auch dort.

Am anderen Morgen erwartete ihn wieder das Leben — das harte, schwere, mühevolle Leben. Sie pflügten die Erde vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung; sie mähten, ernteten — gönnten sich nicht Ruhe, Nahrung und Schlaf. Im Herbste zogen schwer beladene Karawanen von dannen: die Glut des Weizens wandelte sich zur Glut des Goldes, das unter dem schweren Stein verborgen lag.

Sie kauften Äcker — gierig, dürstend nach Besitz. Aber die verdoppelte Habe brachte nur dreifache Sorgen.

Schon ging der Alte gebückt, war er schwach geworden, doch nicht gab er Pflug und Sense aus der Hand.

„Gut jetzt. Halt ein, ruhe aus", mahnte der Sohn. Doch, der kalte Blick antwortete: Das hat Zeit, im Grabe ruhe ich aus.

Der Junge zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und dachte bei sich:

„Wenn ich Herr hier werde, werde ich nicht so sein. Ich werde mein Geld aus der Erde holen, werde den Menschen Gutes tun und selbst ein menschliches Leben führen."

Ein anderes Mal sagte er:

„Komm herein ins Haus."

Der Alte schlief im Stall beim Vieh. Dort war sein Geld vergraben.

„Es ist mir wohl hier im Stalle", antwortete er dumpf.

Es verstrich nicht viel Zeit, da fanden sie eines Morgens den Alten erstarrt in seinem Bette auf — entseelt, blau mit gähnendem Munde und gläsernen, toten Augen.

Gute Menschen liefen herbei; sie begruben ihn. Doch durch das Dorf ging das Gerücht: ein Vampyr hat ihn erwürgt. Verflucht und verzaubert ist auch sein Geld. . . .

Der Junge ward zum Herrn — über die Habe, über das Geld. Doch tat er nichts Gutes, noch lebte er menschlich.

„Es hat Zeit, sagte er zu sich und beugte die Achseln über den Pflug. Bei den schwarzen Furchen trafen ihn morgens die Sonnenstrahlen und abends begrüßte ihn der Mond. Und die Herbstglut des Weizens wandelte sich zur Glut des Goldes und verschwandt unter dem schweren Steine.

Jahre vergingen; die Kinder wuchsen heran — zwei Söhne, stämmigen Fichten gleich. Der Vater alterte, ging gebückt und bekam das Aussehen eines Toten. Seine Augen sanken in die Höhlen, und ihr Blick wurde immer kälter, immer feindseliger, immer argwöhnischer. Er konnte nicht schlafen; in den langen Winternächten warf er sich im Bette hin und her, horchte dem Brausen des Sturmes zu, und seine Seele erfaßte eisiger Schauder. Er wußte

nicht, schlief er oder träumte er, war er allein oder umflatterten ihn böse Gespenster.

In solch schlaflosen Nächten fühlte er, wie in ihm erbittert zwei Stimmen kämpften — die Stimme des Guten und die Stimme des Bösen — die tief in seiner Seele wurzelten.

„Höre", sagte die gute Stimme, „hast du vergessen, was du mir gelobtest? Wenn das Geld dein würde, wolltest du den Menschen Gutes tun und selbst wie ein Mensch leben. Hole es aus der Erde. Baue eine Brücke über die Sasluka oder eine Wasserleitung zum Dorfe. Man wird deiner gedenken und dich segnen, und ruhiger Schlaf wird sich auf deine Augen senken."

Doch im selben Augenblicke tönte aus der Tiefe seines Herzens die böse Stimme:

„Höre nicht darauf!" flüsterte sie. „Man belügt dich, man betrügt dich. Wem solltest du Gutes tun? Was verstehen die Menschen vom Guten? Schau' sie an, wie sie dich anblicken, wenn sie dir begegnen! Ihnen willst du helfen? Und sieh auf die Deinen! Sieh, wie die Kinder dich anschauen. Hast du noch nicht verstanden, daß sie bei jedem Schritt dich belauern wie Wölfe? Gib acht!"

Wahrlich, jeden Tag tut sich zwischen ihm und seinen Söhnen ein immer tieferer Abgrund auf. Seit langem wagten sie nicht, ihm offen in die Augen zu sehen, und wenn sich die Blicke trafen, brannte in ihnen schlecht verborgene Lieblosigkeit.

Einmal war wirklich der Jüngere zu ihm gekommen und hatte gesagt:

„Tu das Geld anderswohin. Der Bruder weiß, wo es ist."

„Was für Geld?" antwortete der Alte. „Du bist verrückt. Ich habe kein Geld."

„Du hast welches. Der Bruder weiß es, sag ich dir. Es ist im kleinen Stall hinter der Krippe."

Wirklich, dort war es. Und der Greis vergrub es noch in derselben Nacht an einem anderen Orte.

Doch es verging nicht viel Zeit, da kam der ältere zu ihm, sah ihn an und sprach:

„Tu das Geld fort. Mein Bruder weiß, wo es ist."

„Was für Geld?" entgegnete wiederum verstellt der Alte. „Seid ihr verrückt? Ich habe kein Geld!"

„Du hast welches. Mein Bruder weiß es. Unter dem Zaun, drei Schritte von der Wand weg, liegt es. Tu es fort — der Kleine wird dich bestehlen."

So war es, dort war es. Und noch in dieser Nacht grub er das Geld aus und versteckte es unter der alten Ulme im Garten.

Und wieder reihten sich Tage an Tage, Nächte an Nächte, und zuletzt kam das Verhängnis. Eines Nachts brauste ein wilder Märzsturm über das Dorf. Dächer trug er fort, brach die Zweige der Obstbäume, pfiff und tobte

„Kreuzige Ihn!"

„Den Barrabas, den Barrabas gibt frei!"
„Was soll ich mit dem Nazarener machen?"
„Ans Kreuz mit ihm!" so schallt der Pöpelschrei,
„Da mag er zeigen, daß er König sei!"
Die einen fluchen und die andern lachen.

Und an die Säule man den Heiland zwingt.
Mit Stricken sind die Hände ihm gebunden,
Der Henkersknecht die mächt'ge Geißel schwingt;
Doch keine Klage sich dem Herrn entringt:
Er blutet still aus ungezählten Wunden.

Pilatus selbst, der stolze Römer, spricht:
„Seht welch ein Mensch! Was hat er nicht ertragen!
Ich tat genug, tat mehr als meine Pflicht —
Ich bin ein Fremder, haltet selbst Gericht!"
Sie aber schrei'n: „Er sei ans Kreuz geschlagen!"

Wasch' deine Hände, feiler Fürstenknecht!
Du opfertest aus Menschenfurcht sein Leben,
Du schirmtest nicht sein unverbrüchlich Recht.
An deiner Hand, die grad' so feig wie schlecht,
Wird doch sein Blut für alle Zeiten kleben!

Du aber, Erde, hülle dich in Nacht!
Es zittern die Gerechten und die Frommen;
O Volk, das du zu seiner Qual gelacht:
Das Blut des Mannes, den du umgebracht,
Wird über dich und deine Kinder kommen!

Hans Eschelbach

über das erstarrte Dorf. Die ganze Nacht winselten die Hunde. Auch er schlief nicht. Was geschah draußen in dieser Nacht? Gegen Mitternacht richtete er sich auf und rief seinen beiden Söhnen — einmal, zweimal. Niemand antwortete ihm. Eine Totenstarre hatte sich gleichsam auf das Dorf gesenkt.

Am andern Morgen ging er schon bei der Dämmerung hinaus in den Garten. Auf zwanzig Schritte sah er in der Dunkelheit, daß unter der Ulme etwas Schwarzes sich abzeichnete. Er trat näher, und sein Blut erstarrte: Vor ihm lagen tot nebeneinander seine beiden Söhne. Sie waren in der Nacht gefallen in furchtbarem abwägendem Kampfe. Einen Schritt weit von ihnen lagen Hacke und Schaufel.

Der Alte überstand das Unglück nicht — er wurde krank. Alle sahen: über seinem Haupt schwebte schon die Sense des Todes.

Die Schwiegertöchter kamen, weinten, baten ihn:

„Vater wo ist das Geld?"

Doch er sah sie mit kaltem, wirren Blick an.

„Was für Geld? Ich habe kein Geld! Lüge und Geschwätz. . ."

Und in der Nacht begannen in seiner Seele wiederum die beiden Stimmen zu sprechen, die gute und die böse.

„Sag' es ihnen!" bat die gute. „Du siehst doch es ist alles aus, das Grab wartet auf dich. Habe wenigstens Mitleid mit den Kindern — sie sind dein Blut — sag' es."

Doch wieder flüsterte in seinem Herzen die böse Stimme:

„Bist du verrückt, dein Geld den fremden Töchtern zu geben? Glaube es nicht! Du wirst nicht sterben! Trauere nicht um deine



Der Meister und Lehrer

Söhne. Vergiß sie! Was sie suchten, haben sie gefunden. . . ."

Und er wehrte mit den Händen ab:

„Ich habe keines, laßt mich! Ich habe kein Geld."

Bald nahte das Ende. Das sah er selbst. Seine Brust wurde schwer nud seine Augen düster. Er hob die knöcherne Rechte, rief die Seinigen, wollte ihnen alles entdecken, doch der Tod kam ihm zuvor.

„Dort . . . dort . . ." deutete er zum Garten, doch seine Stimme war gestorben, sein Blick erloschen. Keiner verstand ihn.

So blieben die beiden Schwiegertöchter zurück wie zwei Kuckucksweibchen. Die Enkel wuchsen heran, aber es wuchs auch die Feindschaft zwischen den beiden Familien. Jede Nacht öffnete sich im Garten eine neue Grube — sie suchten das Geld, aber fanden es nicht.

* * *

Wer auf sich selber ruht, der steht gut.

Das Kardinalskollegium -- Abbild der Kirche

Feierliches Konsistorium am 12. Januar 1953

Im Vatikan trat das Geheime Konsistorium zusammen, in welchem Papst Pius XII. in feierlicher Form die Kreierung der 24 neuen Kardinäle durchführte, nachdem er Ende November die Namen der zu Erhebenden mitgeteilt und später durch die Ernennung des Erzbischofs von Bombay ergänzt hatte. Von den 46 bisherigen Kardinälen nahmen 22 am Konsistorium teil. Als der Papst auf seinem Thronsessel Platz genommen hatte, verließen die Offiziere der Nobelgarde und die übrigen Begleiter des Papstes und der Kardinäle den Saal, da das Geheime Konsistorium nur vom Papst und den Kardinälen durchgeführt wird. Nach uraltem Ritus verlas Papst Pius XII. die Namen der neuen Kardinäle und fragte: „Quid vobis videtur?" (Was ist eure Meinung?), worauf die Kardinäle mit einem Kopfnicken ihre Zustimmung geben. Darauf erfolgte die eigentlich rechtskräftige Kreierung.

In seiner Ansprache erklärte der Heilige Vater, er habe sich bei der Auswahl der neuen Kardinäle von dem Gedanken leiten lassen, das Heilige Kollegium zu einem lebendigen Abbild der ganzen Kirche zu machen. Die katholische Kirche bleibe keinem Staat und keinem Volke fremd, sondern gehöre allen und umgebe alle mit der gleichen Liebe und Sorge. Der Heilige Vater bedauerte, daß die Erzbischöfe von Agram und Warschau nicht nach Rom kommen konnten, um persönlich den Kardinalshut in Empfang zu nehmen. Er könne nichts anderes tun, als dem Erzbischof von Agram sein tiefes Mitgefühl auszusprechen, daß er gegenwärtig nicht in der Lage sei, sich frei zu bewegen. „Wir möchten mit Nachdruck darauf hinweisen", so sagte der Heilige Vater, „daß wir mit dem Beschluß, ihm die Würde des römischen Purpurs zu verleihen, nichts anderes beabsichtigten, als seine Verdienste zu belohnen und ein Zeugnis des Wohlwollens gegenüber seinem Volk abzulegen und in besonderer Weise unseren geliebten Söhnen und Töchtern Lob und Anteilnahme auszusprechen, die sich in diesen schwierigen Zeiten mit großer Seelenstärke offen zu ihrem katholischen Glauben bekennen." Unter Bezugnahme auf den kürzlich erfolgten Abbruch der diplomatischen Beziehungen seitens Jugoslawiens erklärte der Papst, daß es keinesweg den Tatsachen entspreche, wenn die jugoslawische Regierung behauptet, Erzbischof Stepinac sei zum Kardinal erhoben worden, um die Behörden Jugoslawiens herauszufordern. Die Lage, in der Erzbischof Wyszynski sich befindet, erfülle den Papst ebenfalls mit großer Sorge. Erzbischof Wyszynski sei nicht nur wegen seiner großen Verdienste zum Kardinal erhoben worden. „Wir wollten vielmehr", so sagte der Heilige Vater, „auch Unsere große Neigung zu der edlen polnischen Nation bekunden, die selbst in so stürmischen Zeiten in das Buch der Kirchengeschichte Kapitel leuchtenden Ruhmes geschrieben hat."

Im weiteren erklärte der Heilige Vater, daß mit dem Bischofssitz die Kardinalswürde notwendig verbunden sei. Jeder, der zu dieser Würde berufen werde, habe daher das Wohl der Gesamtkirche im Auge zu haben. Er habe den Wunsch gehabt, noch andere mit dem Purpur auszuzeichnen, aber nach reiflicher Überlegung davon Abstand genommen, die von Sixtus V. festgesetzte Höchstzahl zu überschreiten.

Unmittelbar nach dem Konsistorium überbrachten päpstliche Kuriere den neuen Kardinälen, die in den römischen Residenzen warteten, die schriftliche Mitteilung ihrer Ernennung.

Die erste offizielle Feier, an der die neuen Kardinäle teilnahmen, bestand in der Überreichung des roten Biretts durch den Papst. Die vier Nuntien in Paris, Rom, Madrid und Lissabon und die beiden neuernannten spanischen Kardinäle nahmen an dieser Feier nicht teil, da ihnen traditionsgemäß (nur bei Italien ist dies neu eingeführt), das Staatsoberhaupt das Birett überreicht hatte.

Mit der Kreierung der 24 Kardinäle hat das Kardinalkollegium zum erstenmal seit 1706 die Vollzahl von 70 erreicht.

* * *

Das Leben wird uns tageweise zugemessen, damit uns die Last seines Glückes oder Unglückes nicht erdrücke.

Die Niedrigen hat er erhoehet

Gedanken zum Feste des hl. Joseph

von P. Franz Markert, S.V.D.



Vieles in den Leben der Heiligen stimmt nicht überein mit den Maßstäben, die die Welt oder die Durchschnittsmenschen festgelegt haben für Beurteilung dessen, was an Menschen wertvoll oder wertlos ist. Teilweise verachtet die Welt deshalb die Heiligen oder bedauert sie als arme Tröpfe, die ein schönes Leben oder ein Talent angeblich unbenutzt lassen oder vergeuden um einer dummen Idee willen. Oder aber ihr ganzes Sein und Tun ist angeblich wertlos oder ohne Bedeutung im Weltgeschehen.

Die Welt und diejenigen Menschen, die nur von ihrem Geiste erfüllt sind, sind überzeugt, daß sie dabei im Rechte, daß sie die wirklich Weisen sind. Sie haben – angeblich – allein den rechten, gesunden und weiten Blick. Ihr Urteil ist endgültig, abschließend, unanfechtbar. Wenigstens bildet man sich das ein oder verlangt von anderen, daß sie der gleichen Ansicht sind.

Tatsächlich ist die Welt und sind ihre Kinder hier nur zu oft ganz und gar im Irrtum. Der Maßstab, den sie selbst in menschlicher Beschränktheit festgesetzt haben, und den sie für die Beurteilung der Gesinnung, Taten und Ereignisse im Leben der Heiligen anlegen, ist bloß für rein menschliche rein diesseitige Verhältnisse bestimmt. Er paßt gar nicht dafür, wenn es gilt, überirdische, erst recht übernatürliche Dinge zu messen und zu beurteilen. Ganz und gar ist ein derartiger Maßstab unverwendbar, wenn es darauf ankommt, Gottes eigene Pläne und Ideen zu beurteilen. Er hat seine eigenen Maße, die er anwendet. Schließlich ist dies ja ausschlaggebend. Es kommt nur für uns darauf an, daß wir lernen, diesen Maßstab Gottes zu erkennen und zu verstehen und ihn selbst in unserem eigenen Leben gelten zu lassen.

Ein Gebiet, auf dem Gott anders urteilt als wir Menschen und dementsprechend Dinge als wertvoll ansieht, die wir für wertlos oder geringwertig halten, ist da

zu finden, wo er das Kleine, Unscheinbare, Unbekannte auswählt und in den Vordergrund stellt und damit Großes schafft. Die Mutter Gottes, die wußte, daß sie selbst nur eine „Magd“ des Herrn war, war sich dessen so voll bewußt, daß sie in ihrem Lobgesang, dem Magnificat, es hinausgesungen hat: „Die Mächtigen hat er erniedrigt, und die Niedrigen hat er erhöhet.“

Es ist diese Bevorzugung des Kleinen, Niedrigen, Uebekannten, ja geradezu das ganz Charakteristische geworden an dem Erlösungswerk des Heilandes. Die Erwählung einer unbekannten jüdischen Jungfrau zur Mutter des Erlösers, ein armer Stall zu Bethlehem als Geburtsstätte für den Gottessohn und Welterlöser, dessen Ankunft auf Erden als ein armes Kind, das unbedeutende, einfache Familienleben einer Handwerkerfamilie für den heranwachsenden Erlöser, später seine Vorliebe für die geistig Kleinen und wirtschaftlich Unbedeutenden, wenn nicht gar Verstoßenen, die Wahl seiner Apostel aus Ständen und Umgebungen, die am wenigsten geeignet schienen – nach rein menschlichem Ermessen – die geistigen Fundamente und Grundpfeiler einer Weltkirche zu werden, sind eben so viele Belege dafür.

In diesen Rahmen paßt nicht nur das Bild des heiligen Joseph als des Nährvaters Christi, sondern ist geradzu eine Selbstverständlichkeit. Gewiß, menschliche Berechnung und Weisheit hätte es für durchaus notwendig gehalten, dem künftigen Erlöser einen Nährvater, Beschützer und Erzieher seiner Jugendjahre zu geben, der aus den Kreisen der Intellektuellen kam, an den hohen Schulen jener Zeit seine Studien gemacht hatte, wenn nicht gar ein Gelehrter und Erzieher von Ruf war. Man hätte es für selbstverständlich betrachtet, einen Mann auszuwählen, der öffentlich Blick und Erfahrung bekundet hatte für die Nöten der Zeit, für die geistigen sowohl wie für die politischen und wirtschaftlichen. Er hätte außerdem über „Verbindungen“ in gesellschaftlichen und anderen Kreisen verfügen müssen, wenn er nicht gar selbst eine höchst einflußreiche Stelle bei einer Regierung innegehabt hätte. So hätten Menschen wohl geurteilt und entsprechend gehandelt, wenn es ihnen überlassen gewesen wäre zu bestimmen.

Doch „Gottes Wege und Gedanken sind nicht wie unsere Wege und Gedanken.“ Während unsere Gedankengänge als die der Kinder eines Zeitalters höchstentwikkelter Reklame, Propaganda und raffinierter Publizität sich in diesen Geleisen bewegen und wir keine weltweite Bewegung für möglich halten ohne alle diese Mittel, mutet es uns höchst befremdlich an, wenn wir Gottes Art im Leben und der Berufung des hl. Joseph betrachten. Hier findet sich der genaue Gegensatz: Die Verborgenheit, das Unbekanntsein, die Kleinheit, die Stille, kein Aufsehen, kein öffentliches Auftreten, keine Reklame, keine Eitelkeit, kein Prahlen, kein Bestreben um Notiznahme seitens anderer, kein Sichvordrängen auf Grund seiner Stellung zu Jesus, kein Pochen auf seinen Einfluß oder sein Amt.

Joseph war bloß ein Handwerker, bloß der Gatte einer den Menschen außerhalb ihrer Nachbarschaft und Verwandtschaft unbekannten jungen Frau. In Bezug auf Jesus war er bloß der

Der Mensch

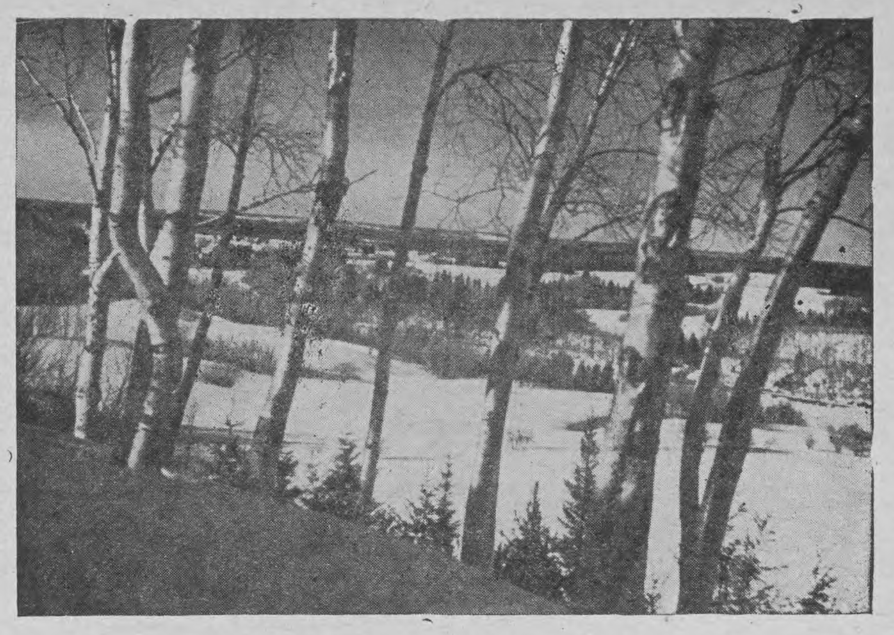
Der Mensch wird mit Recht ein „Wunder“ und auch ein „Rätsel“ genannt. Unter den Geschöpfen ist er eines der kleinsten und hilflosesten, und doch kann er in den Himmel hinaufreichen und kann Werke schaffen, die noch nach Jahrtausenden von seiner Genialität zeugen. Als bloß materielles Gebilde läßt sich der Mensch nicht erklären, ebensowenig, daß er durch Zufall ins Dasein kam. Das Wunder Mensch kann nur dadurch erklärt werden, daß er das Werk der Hände Gottes ist, geistig, in seiner Seele, Gott ähnlich geschaffen. „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und unserer Ähnlichkeit“ (1. Mos. 1, 26). Dadurch aber ist er ein Kind Gottes, mit allem, was dieser Begriff einschließt, dem Adel der Abstammung, den Verpflichtungen eines solchen Kindes, einer zu erwartenden Erbschaft, die reich ist über alle Maßen. Der Mensch, das Kind Gottes, ist mit den kostbarsten aller Gaben ausgestattet, nämlich Verstand und freiem Willen, beide Anzeichen einer unsterblichen Seele, die selber wieder ein Funke des Geistes Gottes ist. Und was ist der Endzweck alles dieses?

„Gott will, daß alle Menschen das Heil erlangen“ (Tim. 2, 4).

Nährvater, ohne die direkte elterliche Beziehung, wie sie wenigstens zwischen Maria und Jesus bestand. Keine Spur von öffentlichem Ansehn; im Gegenteil, er war höchstens bekannt als ein verarmtes Glied einer ehemalsangesehenen Königsfamilie.

Und trotz all diesem wurde er von Gott auserseḫen, Beschützer und Ernährer und Gesellschafter des Gottessohnes zu werden.

Jedoch sagen wir besser statt „trotz", deswegen. Er personnifiziert geradezu die Idee Gottes von der Kleinheit entsprechend rein menschlicher Maßstäbe und der wahren Größe entsprechend Gottes Maßstab.



Wie eingangs dieser Darlegung erwähnt, ist der Grundzug im Unternehmen Gottes, die Menschen zu erlösen, der, daß dieses in allem sich auf das Kleine, Unscheinbare, Schwache und Demütige aufbaut, offenbar, damit dadurch um so deutlicher und eindrucksvoller die Kraft Gottes offenbar werde. Dieses Prinzip schien für den hl. Joseph sogar soweit Geltung zu haben, daß außer wenigen Stellen in der Heiligen Schrift der Nährvater Jesu nicht erwähnt wird, jedenfalls nicht mehr im Leben des herangewachsenen Messias als daß man ihn für den Vater des Meisters ansieht, und an ihm als Handwerker die niedrige Herkunft des Sohnes feststellt.

Ja dieses bescheidene Zurücktreten in den Hintergrund setzte sich noch lange nachher fort. Als die Kirche Christi schon längst für Jahrhunderte ihre Ehrenliste der Apostel und Martyrer und Lehrer als Stützen der Stiftung Jesu aufgestellt hatte, mußte er in der Verehrung und Andacht der Gläubigen seitens der Kirche noch warten und hinter selbst jungen Martyrern zurückstehen. Noch für Jahrhunderte mußte er unbeachtet bleiben, damit der göttliche Charakter des von ihm bereuten Pflegesohnes umso deutlicher, eindrucksvoller und überzeugender hervorleuchte. Er war bis in das Mittelalter wohl der am meisten verborgene Heilige. Für unser rein menschliches Empfinden mutet es beinahe pathetisch an, daß der Mann, dessen ganze Lebensarbeit und Sorge darin bestand, für Jesus und Maria zu schaffen und sie zu schützen, scheinbar so wenig zur Geltung kam. Doch so sind die Pläne Gottes. Und so war es dem hl. Joseph vergönnt, seinen Teil beizutragen zu dem Erlösungswerke Gottes für die Menschheit. Christus opferte nicht nur sich ganz und gar sondern auch die, die ihm lieb waren. Dieses Opfer war deshalb um so wertvoller, als die heiligen Personen Maria und Joseph sich innerlich nur zu willig zeigten und bereit waren, selbst ganz aufzugehen in dem großen Werke Gottes.

In dieser Gesinnung der unbedingten Hingabe an Gottes Willen liegt der Schlüssel für die Erklärung, daß Gott diesen kleinen, bei den Menschen unbekannten und in ihrem Werturteile unbedeutenden Mann erwählte, bei seinem Sohne Vaterstelle einzunehmen, Ernährer, Beschützer und in den Augen der Welt, Erzieher zu sein.

Was den hl. Joseph besonders in den Augen Gottes empfahl und ihn im Urteil Gottes bedeutend sein ließ, war diese aus seiner Gottesliebe entsprungene Lauterkeit seines Charakters. Die Hl. Schrift sagt in so kurzer aber vielsagender Art von ihm: „Er war ein gerechter Mann." Das heißt, seine Gesinnung und seine Lebensart war so, daß er in den Augen Gottes gerechtfertigt dastand. Könige hätten ihre Schätze hergegeben, Mitglied der Familie des Sohnes Gottes zu sein. Gott aber erwählte den einfachen Handwerker. Was den Ausschlag gab war offenbar: „Er war ein gerechter", ein vollkommener, ein

Zeit- und Ewigkeitsgedanken

Vom christlichen Ertragen der Schmerzen

„Zu leiden und Schmerzen auszuhalten, ist das Geschick der Menschheit. Der Mensch kann sich ebensowenig ein Leben aufbauen, das frei von Schmerzen und mit jeder Art von Glückseligkeit angefüllt ist, als er die Ratschlüsse seines göttlichen Schöpfers zunichte machen kann, der will, daß die Folgen unseres Sündenfalles in Ewigkeit bestehen bleiben sollen. Es ist daher angebracht, nicht zu warten, daß der Schmerz auf Erden ein Ende haben wird, sondern unseren Sinn zum Ertragen von Schmerzen zu stärken, was, in der Tat, uns zur Erlangung der größten aller guten Dinge, die wir erhoffen, erziehen wird. Denn nicht dem Reichtum und Luxus, nicht weltlichen Ehren und irdischer Macht hat Christus die ewige Glückseligkeit im Himmel verheißen, sondern dem geduldigen Leiden und den Tränen, dem Verlangen nach Gerechtigkeit und der Reinheit des Herzens." Leo XIII. in der Enzyklika „Christus der Erlöser"

---

ganz von Liebe zu Gott geleiteter Mann.

So haben die Person des hl. Joseph, sein Beispiel und seine Art eine ganz besondere Bedeutung für unsere Zeit. An ihm werden die Grundsätze deutlich offenbar, nach denen Gott Wert und Würde eines Menschen beurteilt. Legt unsere Zeit so viel Gewicht auf rein äußere Gründe für die Bewertung eines Menschen, sei es auf Grund seines Reichtums, seiner gesellschaflichen Stellung oder seiner äußeren Macht und seines Einflusses in der Politik oder im Geschäftsleben, so findet sie sich damit nicht in Übereinstimmung mit dem, wovon Gott sich bestimmen läßt. Bei ihm gibt eben den Ausschlag die innere Güte und Qualität des Menschen, soweit sie mit dem übereinstimmen, was er als Norm und Maß festgesetzt hat, nämlich den Grad wahrer Liebe des Menschen zu ihm, seinem Gott, Schöpfer und Herr.

Gleicherweise hat der hl. Joseph eine so große Bedeutung für unsere Zeit, weil er uns lehrt, wie äußere menschliche Armut und mühsame und scheinbar niedrige Arbeit, wie die des Handwerkers unendlichen Wert gewinnen kann, wenn sie ertragen oder geleistet wird als ein „Gottesdienst." Gewiß, die vielfach stumpfe Arbeit unserer heutigen Industrie, die Arbeit, die mehr wie eine Sklavenarbeit, wie das Tragen eines Joches sich ansieht, ist an sich menschenunwürdig, wenn sie nicht verklärt, in eine höhere Sphäre gehoben werden kann. Der Mensch ohne Gott und ohne Gottesliebe, ohne die Opfergesinnung des wahrhaften Christen wird dies nicht können. Aber dem, der weiß, was es heißt, für Gott und mit Gott arbeiten oder aus Liebe zu ihm das Los seiner Armut ertragen, weiß daß durch diese Teilhaberschaft mit Gott, dem himmlischen Vater, auch die Arbeit und Armut wird hineinbezogen werden in den unendlichen Reichtum Gottes und sie so, wenn nicht auf dieser Welt, so doch sicher im ewigen Leben sich als eine Quelle wahrhaftesten und unvergänglichen und unendlich beglückenden Reichtums erweisen werden.

Der hl. Joseph ist somit für uns das überzeugende Beispiel dafür, daß Gott das Kleine erwählt, um damit Großes und Unvergängliches zu schaffen. Er ist aber auch nicht minder das Lehrbeispiel für uns, da er uns gezeigt hat, wie man als kleiner, in den Augen der Welt als unbedeutender Mensch, zu Großem berufen sein kann, wenn man sich von vollkommener Liebe zu Gott und rechter Demut und bereitwilligem Gehorsam und Opfersinn leiten läßt. Was damals Grundprinzip für die Erwerbung des Wohlgefallens Gottes und ewigen Lohnes war, ist es auch heute noch und ist auch für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch der Schlüssel zum Herzen Gottes und unserem eigenen zeitlichen und ewigen Glück.

* * *

Such dir von denen, die als Meister gelten,
Nur klug dein Vorbild aus. – Der Strom ist breit,
Doch rar ist wahre Meisterschaft – und selten
Die Meistertugend: die Bescheidenheit!

Frida Schanz

* * *

Dein Ohr leih jedem, wen'gen deine Stimme;
Nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil.

Ein kleines Opfer - ein grosser Gewinn an Arbeitskraft und Freude.

Warum redet Christus oft von der Pflicht der Entsagung? Will der Heiland damit sagen, daß wir allem Glück und jeder Freude entsagen sollen? Gewiß nicht. Der Gott, der das Sehnen nach Freude und Glück in dein Herz gesenkt hat, will auch, daß dieses Sehnen in Erfüllung gehen soll. Das Gebot der Entsagung und Selbstverleugnung hat nur den Zweck, vor verkehrten Wegen dich zu bewahren. Um den Durst deiner Seele zu stillen, sagt der Prophet, sollst du nicht Wasser in leeren Zisternen suchen, sondern zum göttlichen Quell des lebendigen Wassers dich wenden. Nun aber dringt durch Augen und Ohren Tag für Tag die ganze Sinnenwelt mit ihren oft trüben Fluten in unser Herz hinein, um uns vom Ewigen abzulenken. Daher steht am Lebenswege als Markstein und Wegweiser das Gebot, zu entsagen und sich selbst zu verleugnen, das heißt: auf Befriedigung irdischen Begehrens mit freiem edlem Entschluß insoweit zu verzichten, als dieses Begehren vom ewigen Ziel uns entfernen kann.

Wenn der Heiland uns auffordert, die Irrwege zu verlassen, dem Verführerischen zu entsagen und Ihm auf dem Pfade zum ewigen Glück nachzufolgen, so sind das für jeden, der das Menschenherz kennt, nicht mehr harte und bittere Worte; es ist das Evangelium des Herzensglückes.

Die Pflicht weiser Enthaltsamkeit ergibt sich also von selbst aus der Bestimmung, die der Schöpfer uns als Seinen Ebenbildern gesteckt hat zum Ziel des Lebens. Die Enthaltsamkeit wird uns aber doppelt heilig erscheinen, wenn wir sie betrachten als Arznei für die eigenartigen Schwächen der menschlichen Natur.

Nur durch Selbstverleugnung gewinnen wir die Kraft, stark und treu zu sein in dornenvollen Berufsarbeiten, starkmütig auszuharren in Leid und Ungemach.

Gibst du auch dem Genusse dich hin, so wird deine sittliche Kraft erlahmen, dein Geist wird abgestumpft, die Liebe zur Religion wird schwinden, das Evangelium des Gekreuzigten wird dir fremd, ja es wird dir verhaßt. Das ist die Folge der Genußsucht.

Gewiß ist die Enthaltsamkeit immer ein Opfer. Wie viele Hunderttausende lauschen lieber jenem Lied auf den Genuß, das schon seit Jahrtausenden in der Heiligen Schrift als Losungswort der Leichtfertigen aufgezeichnet steht: „Kommt lasset uns genießen — rasch in der Zeit der Jugend; an köstlichem Wein und Würzen wollen wir uns laben und die Blüte der Zeit uns nicht entgehen lassen."

Das ist das ewig alte Lied eines genußsüchtigen Geschlechtes. Verführerisch und verlockend ist sein Klang. Aber erschreckend sind seine Folgen. Daher ein kurzes, ernstes Wort über eine besondere große Gefahr, die den Jugendlichen droht durch die Sucht nach alkoholischen Getränken. Höret!

Wer in geistigen Getränken geistige Anregung sucht, der findet das Gegenteil. Statt Vermehrung geistiger Kraft erfährt er eine Lähmung seiner Gehirntätigkeit, eine Schwächung der vorsichtigen Überlegung. Wer im Alkohol Erwärmung sucht, der erleidet in Wirklichkeit sofort einen rascheren Verlust der natürlichen Wärme. Wer von geistigen Getränken Erquickung erhofft, der erntet statt dessen nur einen Verlust an Frische und ein baldiges Erlahmen der Arbeitslust. Mag die Aufregung berauschender Getränke für den Augenblick die Sorgen des Lebens vergessen machen, hernach drücken die Sorgen doppelt schwer und werden noch gesteigert durch nachfolgende Unlust.

Das sind die Erfahrungstatsachen, die seit jeher bekannt und in ihrer natürlichen Entstehung seit Jahrzehnten von den tüchtigsten Ärzten durch gewissenhafte Untersuchungen festgestellt sind.

Daher die ernste Mahnung: Hütet euch vor der Unmäßigkeit! Seid enthaltsam! Wisset, daß die vollständige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken ein Quell sittlicher Kraft ist und euch eine Stärkung der Arbeitsfähigkeit bringt. Wer von euch hat Mut zu diesem Entschluß?



Die Schmerzensmutter

O, wer kann die Tränen fassen,
Die dein trauernd Antlitz trinkt,
Als dein Jesus im Erblassen,
Mutter, dir noch Segen winkt?
Als vom Kreuz herabgelassen
Er in deine Arme sinkt?

Hunderttausendmal umschlossen
Küßt in namenlosem Weh'n
Sie die Brust, mit Blut begossen,
Wunden, die da offen stehn.
Und von Wehmut ganz zerflossen,
Will in Liebe sie vergehn.

Laß uns bitten, Gnadenreiche,
Durch der Tränen herben Schmerz,
Durch des Sohnes Trauerleiche,
Durch sein tiefdurchbohrtes Herz,
Daß zum Mitleid sich erweiche
Unsrer Herzen starres Erz.

Brev. Rom.

Mit Freude ist anzuerkennen, daß entschiedene Männer aus allen Ständen sich mit Begeisterung auf den Boden vollständiger Abstinenz gestellt haben; das hat segensreich gewirkt, und durch ihr starkmütiges Wort und Beispiel sind seit Jahrzehnten in verschiedenen Ländern Hunderte, ja Tausende vom Untergang gerettet worden. Ehre darum allen Geistlichen und Laien, die aus Liebe zu ihren gefährdeten Brüdern vollständige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken Gott gelobt haben! — Das Wort „vollständige Abstinenz" klingt wie ein großes Opfer. Aber wer jemals mit Abstinenz sich befreundet hat, der weiß, daß keine Bürde leichter ist als diese. Abgesehen von den geistigen Vorteilen, die die Abstinenz infolge ihres Einflusses auf den Willen und auf das Nervensystem begleiten, ist das körperliche Wohlgefühl dem Enthaltsamen schon Lohnes genug. Wer solche Männer als Sonderlinge belächelt, dem halte ich zum Nachdenken jene Worte entgegen, die der weitblickende Papst Leo XIII. an Erzbischof Ireland von St. Paul schrieb. Sie lauten:

„Wir betrachten den edlen Entschluß jener frommen Vereine, welche sich die gänzliche Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken zur Aufgabe gemacht haben, der besonderen Empfehlung würdig."

Ein herrliches Vorbild hierfür erzählt uns die Heilige Schrift aus dem Leben des Propheten Daniel. Es ist das eines der lieblichsten Ereignisse aus der Zeit tiefsten Unglücks und zugleich eines der lehrreichsten Vorkommnisse im Alten Testament — lehrreich namentlich für die Jugend unserer Tage und für die Grundsätze der häuslichen Erziehung. Ich rufe euch daher diese Erzählung in Erinnerung.

Daniel war einer jener vornehmen israelitischen Jünglinge, die der König Nabuchodonosor von Babylon nach der ersten Einnahme von Jerusalem im Jahre 605 v. Chr. an seinen königlichen Hof zog, um sie für den Hofdienst und Staatsdienst wissenschaftlich ausbilden zu lassen. Dort im Glanze Babylons umfing diese edlen Jünglinge jene zauberhafte Pracht, wie nur die Residenz eines Weltreiches sie entfalten konnte. Viele dieser jungen Leute ließen sich von den Reizen des Hoflebens bestricken, vergaßen die religiösen Satzungen ihres Gottes und ergaben sich dem Wohlleben ihrer heidnischen Umgebung. Doch da zeigte der erst vierzehn Jahre alte Jüngling Daniel den ganzen Adel seines Charakters und die hohe Reife seines Urteils. Er verzichtete auf die üppigen Speisen und erlesenen Weine der königlichen Küche und erbat vom Oberstkäm-

merer für sich und seine drei Freunde einfaches Gemüse zur Nahrung und schlichtes Wasser zum Trinken. Der Beamte stutzte über dieses sonderliche Ansinnen; er fürchtete, für üble Folgen dieser Abstinenz verantwortlich zu werden. Doch da Daniels edle Entschlossenheit und hohe Gesinnung offenbar tiefen Eindruck auf ihn machten, so ließ er sich auf eine zehntägige Probe ein. Und siehe, nach zehn Tagen war keiner aus der Schar der israelitischen Jünglinge so gesund und blühend, so frisch und anmutig wie diese vier Abstinenzler. Dem körperlichen Wohlbefinden entsprach der Studienerfolg. Die vier Abstinenzler zeigten eine Klarheit der Auffassung, eine Schärfe des Urteils und so umfassende Kenntnisse, daß die Prüfung derselben den König und seinen Hof in Erstaunen setzte. Gott selbst verlieh, so fügt die Heilige Schrift hinzu, diesen religiös treuen und enthaltsamen Knaben die Gaben der Wissenschaft, der Einsicht und Weisheit.

O goldene Zeit der Jugend, wo das Herz so empfänglich ist für Freude und Lust; lachender Morgen des Lebens, den der Sonnenglanz unschuldigen Frohsinns verklären soll; o paradiesische Zeit des Herzens, die Gott selbst Sich erwählt hat, um durch die erste heilige Kommunion und die Firmung Himmelsglück in das erwachende Gemütsleben zu bringen — wie kommt es denn, daß du in so zahlreichen Fällen so schmachvoll entheiligt und dem Verderben geweiht wirst? Wie kommt es, daß bei zahllosen Jugendlichen die Gesundheit so rasch verblüht, das Auge so matt, die Wangen so bleich aussehen? Daß ihre Reden so spöttisch und schamlos sind, daß sie das Heilige verachten, daß sie mit Geringschätzung auf Vater und Mutter, auf Kirche und Gottesdienst blicken? Ist das etwa eine Frucht der Unschuld und Arbeitsamkeit? Nein, der jugendliche Prophet an Babels Königshof kann dir den wahren Grund angeben; ein Schädling ist eingedrungen in den heiligen Gottesgarten des jugendlichen Herzens — es ist die Genußsucht; es ist in zahllosen Fällen der Hang nach geistigen Getränken. Langsam, tropfenweise dringt das Gift ein, es wirkt unmerklich, aber sicher.

Möchten doch alle, die die Sorge um die Jugend tragen, unablässig dem jugendlichen Alter zum Bewußtsein bringen, welcher Segen in der Enthaltsamkeit ruht. Die Enthaltsamkeit bewahrt der Körperkraft ihre Frische, sie trägt durch ihren körperlichen und sittlichen Einfluß bei zu gesunder Entwicklung der Verstandeskräfte, zur Reife des Urteils; sie ist eine Schule der Gymnastik für die edleren Kräfte des Willens. — Das gilt nicht nur für diejenigen Kreise, die zu körperlicher Arbeit berufen sind; es gilt, wie wir soeben vom Propheten Daniel lernten, in noch höherem Maße von der studierenden Jugend.

Daher mein Wort aus liebevollem Herzen: Entschließt euch alle, Jungmänner und Jungfrauen, zu wachsamster Mäßigkeit. Denkt auch daran, daß Totalabstinenz, vollständige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken, ein kleines Opfer, aber einen großen Gewinn an Arbeitskraft und edelster Freude bereitet.

von Adolf Kardinal Bertram



Der Kreuzschnabel

**Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zücken
An der Stahl durchbohrten Hand.**

**Hier von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.**

**Blutbeträuft und ohne Rasten,
Mit dem Schnabel zart und klein,
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrein.**

**Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag als Zeichen deiner Würde
Ewig, Blut und Kreuzeszier."**

**Kreuzesschnabel heißt das Vöglein,
Ganz bedeckt von Blut so klar
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.**

Julius Mosen

Der Bahnbau

Einst herrschte ein mächtiger Sultan über ein großes Reich, das viele Provinzen zählte. In jeder Provinz regierte ein Pascha als Gouverneur. Des Sultans erster Ratgeber war ein verschlagener Wesir, von dem seltsamerweise die Rede ging, er sei nicht käuflich.

Eines Tages erschienen die Vertreter einer großen ausländischen Firma, die sich mit der Erstellung von Eisenbahnen befaßte, beim Sultan zur Audienz. Sie wußten den Herrscher zu überzeugen, daß die Errichtung eines Eisenbahnnetzes einen außerordentlichen Aufschwung von Handel und Verkehr zur Folge haben würde. Ein aufblühender Handel würde die Untertanen reich machen, und von reichen Untertanen konnte man höhere Steuern fordern — kurz, die Anlagen von Eisenbahnen würde des Sultans Ruhm und Macht beträchtlich erhöhen.

Der Sultan war ganz hingerissen von dem Vorschlag, und der Wesir sagte, auch er habe schon lange über einen solchen Plan nachgedacht, denn sein ganzes Streben gehe dahin, das Reich noch blühender und wohlhabender zu machen, als es unter der ruhmreichen Herrschaft des Sultans ohnehin schon sei.

Mit der Erstellung von Bahnstrecken wurde in verschiedenen Landesteilen zugleich begonnen. Einer der Firmenvertreter, ein gewisser Mr. Smith, kam auch zum Pascha einer völlig verlassenen und vergessenen, wüsten Provinz, um ihm den Befehl des Sultans zu übermitteln, daß auch in dieser Provinz eine Bahn gebaut werde.

Der Pascha spielte mit Mr. Smith einen ganzen Tag Schach, blickte ihn oftmals aufmerksam an, seufzte zu wiederholten Malen und sprach schließlich mit einigem Zögern: „Eisenbahnen, o Fremdling bedarf meine Provinz nicht. Ich füge mich mit Ehrfurcht dem Willen des Sultans und hoffe, daß Allah ihn segne! Aber ich weiß nicht, ob diese nichtswürdigen Provinzbewohner sich dem Willen des Sultans fügen werden. Mit deiner Eisenbahn werden sie bestimmt nicht fahren, dazu sind sie zu furchtsam; sie sind zu sehr an ihre Maulesel und Kamele gewöhnt. Die Bahn wird keinerlei Nutzen abwerfen. Wie ich jedoch gehört habe, wirst du, Smith Effendi, und auch deine Firma, die Allah segnen möge, für den Bau nur eine beschränkte Summe erhalten, für den Rest müßt ihr euch mit einem Anteil am Betriebsüberschuß begnügen. Darum will ich dir einen redlichen Vorschlag machen: Strenge dich nicht an, lege die Bahnschienen nicht! Ich aber werde dem Sultan berichten, das Werk sei ausgeführt, und von dem Gelde, das unser Sultan, Allah möge ihn segnen, dafür zahlen wird, gibst du mir die Hälfte. Nach Allahs Willen ist in den letzten zwanzig Jahren kein einziger Regierungsvertreter in meiner Provinz gewesen und ich hoffe, daß Allah dies auch in den nächsten zwanzig Jahren verhüten möge."

Mr Smith strich sich nachdenklich über die Stirn, worauf ihn der Pascha mit wenig Mühe mattsetzte. Darauf antwortete Mr. Smith: „Exzellenz! Dein Vorschlag ist für mich eine große Ehre. Immerhin aber handelt es sich um einen Betrug. Ich aber bin ein ehrlicher Geschäftsmann. Man muß die Sache also anders anfassen. Wir werden, sagen wir: zwanzig Meter Schienen legen und mindestens einen Eisenbahnwagen hierher liefern. Dann kann ich mit ruhigem Gewissen melden, daß hier eine Eisenbahn erstellt ist. Du kannst das gleiche berichten, und damit ist die Sache erledigt. Selbstverständlich wird unsere Firma in freigebiger Weise die Hälfte des Geldes, das für die Arbeit in deiner Provinz ausgeworfen wird, dir zur Verfügung stellen."

So geschah es. Zwanzig Meter Schienen wurden gelegt, gerade vor der Residenz des Paschas, und ein Wagen daraufgestellt. Die Baufirma erhielt eine ansehnliche Summe, deren Hälfte der Pascha bekam, und so waren alle Beteiligten zufriedengestellt.

Dunkelhäutige Fanatiker ritten auf ihren Kamelen und Mauleseln an dem einsamen Wagen vorbei, warfen ihm scheue Blicke zu und beglückwünschten sich, daß dieses „Teufelswerk" unvollendet geblieben war. Der Wagen verwitterte in der brennenden Sonne und wurde mit der Zeit den vielen obdachlosen Hunden, die in der Residenz herumschweiften, ein geschätzter Zufluchtsort.

Da erschien eines Tages ein unbekannter Reitersmann vor des Paschas Palast und begehrte den Gouverneur zu sprechen. Vorsichtshalber legten die Schildwachen auf ihn an und bedeuteten ihm, er möge sich zum Teufel

scheren. Darauf zogen sich die Brauen des Reiters zornig zusammen, und mit drohender Stimme verkündete er, daß er des Sultans Wesir sei und inkognito eine Inspektionsreise durch das ganze Land unternehme. Dabei entfaltete er eine große Pergamentrolle, die Siegel und Unterschrift des Sultans trug. Erschrocken eilte der Offizier der Palastwachen zum Pascha und weckte ihn aus seinem Mittagsschlaf.

Als der Gouverneur die Neuigkeit vernahm, zitterten ihm die Knie ein wenig. Er ging sogleich hinaus, verbeugte sich vor dem Ankömmling bis in den Staub, wobei er sich zuschwor: sollte der Fremde sich als Schwindler entlarven, so würde er ihn auf dem gleichen Fleck enthaupten lassen. Er prüfte das Beglaubigungsschreiben und sein Siegel aufs genaueste und mußte sich verzweifelt eingestehen, daß der Wesir echt war. Äußerlich allerdings brach er darob in Jubel aus und nötigte den Abgesandten des Sultans zu einem in aller Eile bereiteten Mittagsmahl.

Nach dem Essen faltete der Wesir die Hände über seinem Bauch, schaute den Pascha durchdringend an und sagte: „Ich hoffe in deinem eigenen Interesse, o Pascha, daß es in deiner Provinz nicht zugeht wie in den anderen, wo Käuflichkeit und Betrug an der Tagesordnung sind. Seit ich meine Inspektionsreise antrat, habe ich schon zweiundvierzig Paschas müssen enthaupten lassen. Vor allem aber, o Pascha, möchte ich gerne die neu erstellte Eisenbahn besichtigen."

„Die Eisenbahn, ach, die Eisenbahn!" so seufzte der Pascha. „Das ist etwas Schreckliches. Bringt sie doch die Bewohner eines ganzen Landes miteinander in Berührung! Schlechte Sitten und unzufriedene Gedanken werden schnell verbreitet, und selbst Lebensgefahr ist damit verknüpft. Der Thron unseres geehrten Sultans . . ."

„Danach habe ich dich nicht gefragt", versetzte der Wesir scharf. „Die Bahn ist gebaut, und ich will sie sehen."

„Morgen, edler Wesir!" stammelte der Pascha. „Morgen werd ich dir die prächtige neue Eisenbahn zeigen. Nach der ermüdenden Reise wirst du jetzt ruhen wollen."

„Darin hast du allerdings nicht so unrecht", sagte der Wesir, und kurz darauf schmiegte er sich in die Pfühle des weichsten Bettes, das im ganzen Palast zu finden war.

Der Pascha indessen wälzte sich die ganze Nacht schlaflos auf seinem Lager; immer wieder griff er nach seinem Hals, um sich zu vergewissern, daß der Kopf noch festsaß.

Beim ersten Hahnenschrei rief er einige Sklaven und befahl ihnen, die Hunde sofort aus dem Eisenbahnwagen zu treiben und dafür zu sorgen, daß der Wagen innert kürzester Frist sauber und gebrauchsfertig sei. „Allah hat mich erleuchtet!" murmelte er vor sich hin.

Als er nach einigen Stunden den Wesir zu den Schienen und dem Wagen geleitete, fuhr ihn dieser zornig an:

„Und mit diesem Zuge soll man durch die ganze Provinz reisen können? Ohne Lokomotive, ohne Schienen?"

„Ganz gewiß, o hochgeehrter Wesir", stotterte der Pascha, „durch die ganze Provinz."

„Das wagst du mir zu sagen, o elender Hund! Wie kannst du dich unterfangen, mich zum Narren zu halten?"

„Geruht nur erst einzusteigen!" bat der Pascha unterwürfig „Und du wirst selber sehen! Dein Sklave fleht dich an: Steige nur ein!"

Der Wesir sah ihn kopfschüttelnd an, ging aber doch in den Wagen und setzte sich. Der Pascha schloß die Tür hinter ihm. Nach einigen Sekunden aber öffnete er sie wieder und rief in den Wagen:

„Harmanli! Die Einwohner

Für das Leben

Der Schöpfer verbarg unsere höchste Glückseligkeit und unsere besten Güter unter den größten Schwierigkeiten und machte sie nur erreichbar im Kampfe ums Dasein.

Das Streben nach Reichtum ist dann stets ungesund, wenn es das Gemüt verarmt und die Quellen geistigen Lebens vertrocknen läßt; wenn es den Sinn für Schönheit abstumpft und gleichgültig macht gegen die Wunder der Kunst und der Natur; wenn es das moralische Gefühl erstickt und den Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Laster und Tugend verwischt; wenn es den religiösen Impuls tötet und den Gedanken an Gott auslöscht.

Arbeit ist der große Schulmeister der gesamten Menschheit.

Der Fleiß allein macht uns zu praktischen Menschen, denn er wendet sich beständig an unsere Urteilskraft.

* * *

von Harmanli begrüßen dich, o ehrwürdiger Wesir, und legen dir die Bezeugung ihrer Ergebenheit zu Füßen.“ Damit legte der Pascha einen kleinen Beutel hin, wobei ein Geräusch entstand, das den Inhalt des Säck'eins an klingendem Gold und Silber verriet. Wieder schloß er die Wagentür, um sie alsbald wieder aufzureißen. Nun rief er:

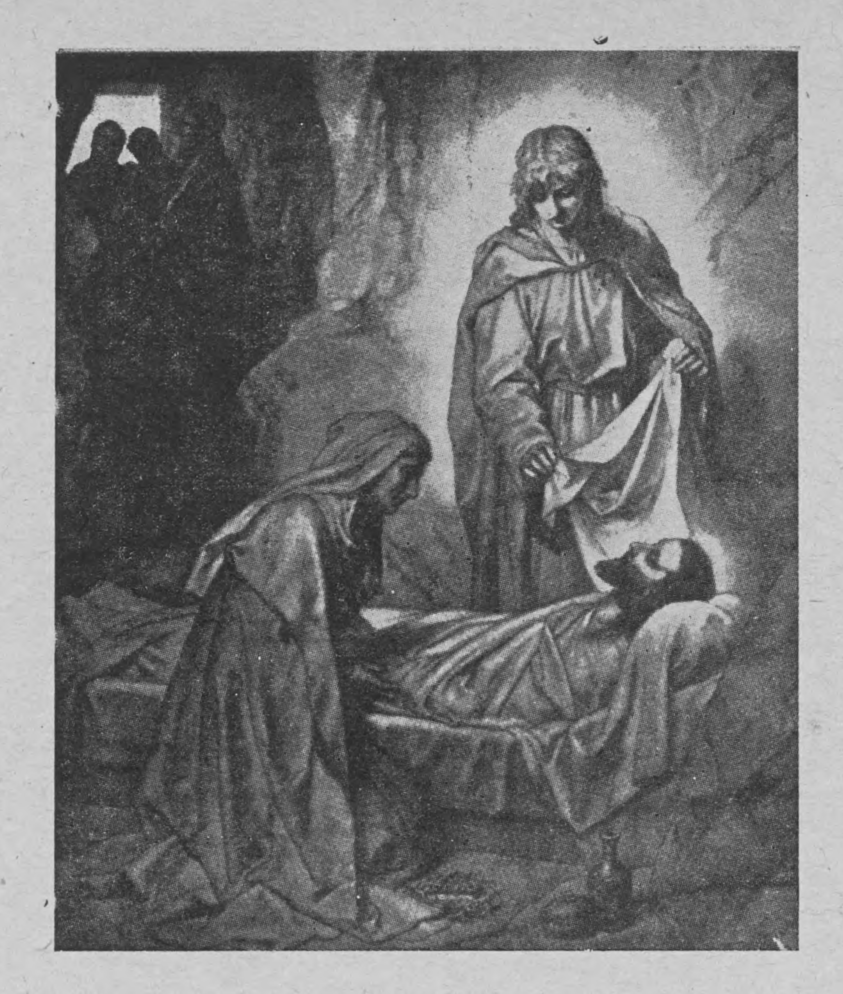
„Koraschi! Die Bewohner von Koraschi grüßen dich, o mächtiger Wesir, und legen dir ihre schuldige Ehrerbietung zu Füßen.“

Und so ging es weiter. Der Pascha öffnete und schloß die Tür, bis er alle Ortsnamen seiner Provinz aufgerufen hatte und der Wesir den Wagen durch die zweite Tür verlassen mußte, denn die erste war durch all die aufgestappelten Beutel versperrt.

Der Wesir sprach kein Wort. Düsteren Blickes sah er den Pascha an. Er befahl einige Sklaven, die Beutel für ihn auf Kamele zu laden und ritt schweigend fort, den Pascha in Ungewißheit und Todesangst zurücklassend.

Nach einiger Zeit empfing der Pascha einen Brief aus der Landeshauptstadt. Der Wesir des Sultans schrieb:

„Mein lieber und getreuer Pascha! Wir tun dir hiermit kund und zu wissen, daß die Bahnfahrt durch deine Provinz uns ausnehmend gut gefallen hat. Wir müssen dich jedoch nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß dein Bahnbetrieb viel zu wenig Stationen enthält. So du nicht willst, daß wir dies unserem geehrten Sultan, den Allah segnen möge, mitteilen, dann liefere uns so geschwind wie möglich noch zwanzig bis dreißig Stationen.“



Ruhe sanft nun, heilige Hülle,
Ruhe in des Grabes Stille
Von den Leidensmühen aus!
Ruhe sanft im Schoß der Erde,
Bis du wirst verkläret sein,
Der Verwesung Opfer werde
Nie dein heiliges Gebein —
Christen, senkt am Pilgerstabe
Hin das Haupt in Ehrfurcht still;
Denn ihr steht am heil'gen Grabe
Dessen, der, statt goldner Gabe,
Nur ein Herz von Einfalt will.

Oberammergauer Passionsspiele

* * *

Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt,
Ist ja nicht tot, er ist nur fern; —
Tot nur ist, wer vergessen wird.

Zedlitz

Das Bild zu Heiligenbühl

Eine fränkische Legende

– Von Franz Bauer

Als der Abend sich niedersenkte und die Nebel aus dem Tal der Wiesent aufstiegen zwischen den Bergen, war endlich die Stunde gekommen, in der nach mühevoller Arbeit Laurenz, der Maler unter den Dominikanern zu Muggendorf, die Palette mitsamt den Pinseln beiseite legte. Ein goldener Schein der untergehenden Sonne fiel in die Zelle und erleuchtete das Bild des heiligen Bartholomäus, vor dem der fromme Bruder nun niederkniete und inbrünstig betete: „Ich habe dich konterfeit, Apostel! Ich hab' dir ein scharf, zweischneidig Messer in deine rechte Hand gemalt, und du hältst es kühnen Blickes gen Himmel. Heiliger Büßer, der du in dem schlechten Werk meiner Hand nun selbander vor mir stehst, als wärest du leibhaftig bei mir, ich flehe dich an: Wollest mir ein treuer Kämpfer sein, stets zur Seiten in den Fährnissen des Daseins!"

Da war's, daß das Bildnis des Bartholomäus auf der Staffelei nickte und laut und kräftig „Amen!" sprach.

Laurenz wich einen Schritt zurück und faßte sich an der Stirn. Der Abt, der eben eintrat, fand ihn verstört, und als er nach dem Grund fragte, warum ein solcher Schreck seine Runen in das junge Antlitz des Bruders eingegraben hätte, da versuchte der mit bebendem Munde und lahmer Zunge zu erzählen. Aber wie er sich auch mühte, es drang ihm kein Laut über die Lippen. Er war stumm geworden.

Der Abt eilte hinweg und tat den andern Mönchen atemlos und zitternd Bericht, so daß sie voll Staunens zu dem Bruder Laurenz in die Zelle drangen, ihm eine Tafel mitsamt dem Griffel reichten, daß er schreiben könnte von dem, was ihm geschehen war. Er aber erkannte in seiner Stummheit ein überirdisches Zeichen und bewahrte das Geheimnis in seinem Herzen.

Das Bildnis des heiligen Bartholomäus aber wurde hernach auf den Berg getragen, wo es in der Kapelle zu Heiligenbühl, die zwischen Wölm und Engelhardsberg auf einen Hügel gebaut ist, hoch im Jura, an geweihter Stätte über dem Altare hing.

Der Ruhm seiner wundertätigen Kraft drang weit in das Land hinein, und viele kamen und beteten zu dem Apostel, der den Dolch in seiner Rechten hielt zum Erinnern daran, daß man ihn einst seines Glaubens wegen mit solch furchtbarem Messer geschunden hatte, und zur Ermahnung, standhaft zu bleiben in der Treue zu Gott bei allem Schmerz. – –

Jahre waren vergangen. –

Bauernkrieg! – Auf den Höhen hatten die Aufständischen seltsame Fackeln entzündet. Da und dort leuchtete es blutigrot am Himmel: drüben zu Streitberg, zu Neideck und hinten bei Rabeneck und Rabenstein. Die Dörfer brannten lichterloh, und ein Haufe entmenschter Gesellen wälzte sich gen Muggendorf.

An der Klostertür der Dominikaner wuchtete dröhnend ihr Schlagbaum. Und als sie mit den Äxten Tor und Riegel gesprengt hatten – da war das Kloster leer. Aber bald erschnüffelten sie einen geheimen Gang, der hinüber zur Kirche führte. Den durchkrochen sie und fanden das Türlein offen und den Sand des Wegs zertreten von den Sandalen der entflohenen Mönche. Sie ließen die Hunde auf die Spur, und gleich

* * *

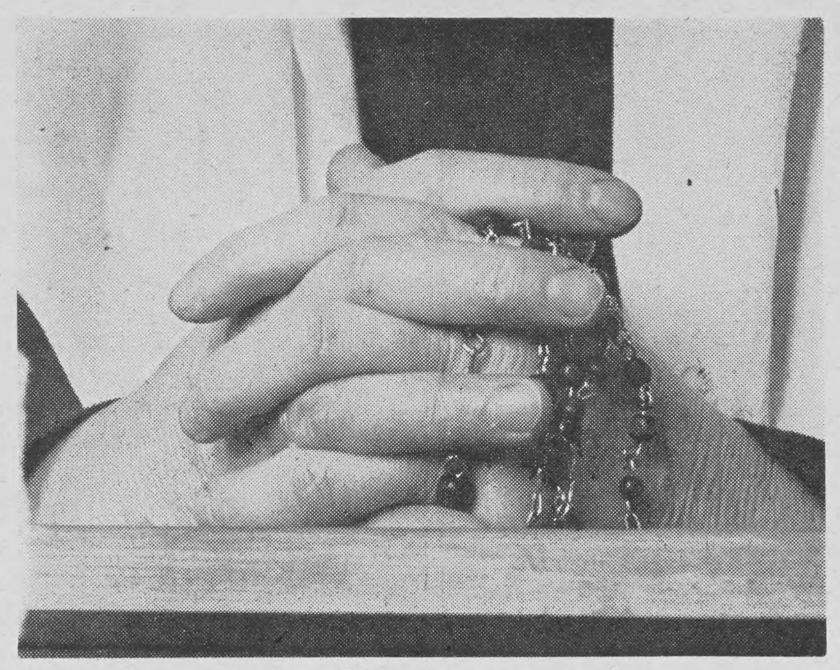
Wir sollen nicht jammern und klagen, sondern bedenken, daß wir selbst es sind, welche die Zeiten machen. Was gehen uns die anderen an, wenn es sich um Besserung der Zustände handelt? Jeder fange bei sich selbst an, jeder denke daran, daß eine Verbesserung im eigenen Hause, ja, sogar am eigenen Leibe anzufangen hat. Wer damit beginnt, im eigenen Hause aufzuräumen — wörtlich und bildlich genommen — wird über zweierlei erstaunt sein: daß man viel überflüssigen Ballast mit sich herumschleppt, viel törichte Wünsche hat, und daß mehr Unordnung in unseren Verhältnissen ist, als wir dachten. Die Ewigzufriedenen sind nichts nütze und ebenso die Ewigunzufriedenen.

rannten sie kläffend den Berg hinauf, am Adlerstein vorüber bis hin an die Kirchenpforte zu Heiligenbühl. Da drang aus dem Innern der Kapelle ein feierlicher Totenchoral. Es waren die Mönche, die sich ihr Grablied selber sangen.

Sie wurden nicht irre, selbst als die Bauern die Tür aufstießen, selbst als die Aufrührer, grell lachend voll Spott, brennendes Stroh an die Balken legten, selbst als sie mit grausamen Werkzeugen erst den Abt niederschlugen und gleich wilden Tieren in blutiger Gier auf die andern sich stürzten. In der Verzweiflung des Todes aber eilte der Jüngste, Laurenz der Maler, die Stufen des Altares empor. Seine Zunge fühlte er entfesselt, sein Mund war frei geworden, und mit mächtiger Stimme schrie er: „Heiliger Bartholomäus, jetzt sei mein Kämpfer!"

Da neigte sich der Apostel nieder und reichte ihm seinen Dolch zur Wehr. Der Mönch ergriff ihn und stellte sich kampfbereit und todestrotzig vor das Bild, das er in schönerer Zeit einst geschaffen hatte. Wie ein Cherub war er anzuschauen, so daß die Bauern, von einer jähen Angst ergriffen, entsetzt flohen und in den Wäldern sich zerstreuten. Die Kapelle aber fiel in Rauch und Asche zusammen. Nur die Wand, an der einst des heiligen Bartholomäus Bildnis gehangen war, blieb stehen bis auf den heutigen Tag. –

Büsche und Bäume sind gewachsen, wo einst die Frommen gekniet hatten, um der Kraft des wundertätigen Bildes teilhaftig zu werden. Wenn aber der Wanderer des Abends vorüberzieht, rauscht aus den wehenden Blättern ein feierlicher Grabchoral, das Todeslied der frommen Mönche. Doch eine Stimme schwebt nun klar und engelrein darüber das ist Laurenz, der zum Preise Gottes singt.



Vater unser!

Daß du vergessen bist

Daß wir so ganz vergessen können,
Herr, deiner Seele Todesringen,
Und unbekümmert gierig greifen
Nach dieses Lebens bunten Dingen!

Daß unsre lauten Freudenfeste
Dein banges Seufzen übertönen,
Daß achtlos stirbt in unserm Lachen
Dein letztes Wort, dein wehes Stöhnen!

Daß wir so süße Lieder singen
Von Menschenlieb und Menschentreue.
An deiner Treu, die blutbesiegelt,
Gehn kalt vorbei wir, ohne Reue.

Es ist, als sei dein großes Lieben
Dahin wie Spreu, verweht wie Flocken;
Nur nächstens durch die sünd'ge Seele
Ein Weinen geht wie Heimwehglocken.

Henriette Brey



In Liebe und Leid

Eine Erzählung von Reimmichl

In Weißenbrunn, einem kleinen Marktflecken des mittleren Tirols, fand am St. Johannes Tag (24. Juni) eine etwas eigenartige Trauung statt. Derselben wohnte niemand von den Verwandten des Brautpaares bei und außer dem Pfarrer und den zwei Zeugen nur noch sieben, acht jüngere neugierige Frauensleute. Bräutigam und Braut waren einander gleich und ungleich. Beide waren gleich alt, vierundzwanzig Jahre, gleich groß, etwas über mittlere Körperlänge, gleich schön und hatten fast den gleichen Taufnamen. Ungleich waren sie an Farbe, an Kleidung und Charaktereigenschaften. Er hatte eine mehr als dunkle Hautfarbe, schwarze Haare und kohlschwarze, funkelnde Augen, er trug ein gut sitzendes bäuerliches Festgewand, schwarzen Rock, schwarze Weste, ebensolche Hose und eine grünrote einfache Halskrawatte. Seinem Wesen nach war er ein stilles Wasser, ruhig und ernst, er redete wenig, dachte viel und hatte ein tiefes Gemüt. Sie war ungemein lebhaft, heiter, und gab ihre Gefühle in offenherziger, lauter Sprache kund. Als Kleidung trug sie einen schneeweißen seidenen festlichen Staat, einen feinen Spitzenschleier, der zwei Spannen weit hinter den Fersen herablief, und einen silberblitzenden Kranz in den hellen, goldblonden Haaren. Ihr Gesicht blühte im reinsten Weiß, an den Wangen rötlich überhaucht, ihre Augen leuchteten wie ein Bergsee in zauberischem Blau, ihre zarten, weißen Hände ließen keine Spur von schwerer Arbeit erkennen. Als der Traupriester an beide die Frage stellte, ob es ihr ungezwungener, aufrichtiger Wille sei, in Glück und Trübsalen, in Liebe und Leid bei einander auszuharren, bis sie der Tod scheide, antwortete der Bräutigam sichtlich ergriffen, mit einem leisen, doch festen Ja, während die Braut im hellen klaren Ton ihre Zustimmung erteilte.

Da gilt es nun, über Namen und Lebensverhältnisse des Brautpaares Auskunft zu geben.

*

Die Braut hieß Berta Roderich, der Bräutigam Albert Raindl. Ihm hatte das Glück durch all seine Jugendjahre her niemals gelächelt. Als er drei Jahre alt war, starben rasch nacheinander seine beiden Eltern, ohne irgend welche Habschaft zu hinterlassen. Der arme Knabe wurde von der Gemeinde einem alten, kinderlosen Ehepaar zur Erziehung überstellt, das ihn mehr ausnützte als erzog. Mit fünf Jahren mußte er schon das Vieh hüten, mit acht Jahren auf den Feldern nach Kräften mitarbeiten.

Ein kindliches Verhältnis mit einer wärmeren Zuneigung, wie zu Vater und Mutter, gewann er bei den alten Pflegeeltern niemals. Die sonst gute Ernährung und das viele Weilen draußen im Freien wirkte aber günstig auf den Knaben, so daß er gesund und kräftig heranwuchs. Auch übten die Schönheit der Natur, besonders die hohen, herrlichen Berge von dunklen Wäldern umträumt, mäch-

tige Eindrücke auf ihn aus, die in seinem Herzen festwuchsen und die Liebe zur Heimat lebenslang wach hielten.

In der Schule kam er leicht und schnell voran, denn er war nicht nur fleißig und wißbegierig, sondern auch außerordentlich begabt. Große Vorliebe zeigte er für die Biblische Geschichte, worin ihn nächst dem Inhalt die Bilder sehr ansprachen. Da lieh ihm der Herr Kooperator ein dickbändiges Hausbuch, in dem nicht nur das Alte und Neue Testament ausführlicher behandelt, sondern auch eine Kirchengeschichte und eine Heiligenlegende angeschlossen waren. Nach und nach bereicherten sich des Knaben Kenntnisse, so daß er alle anderen weit überragte und diesen von Lehrer und Katechet als Muster vorgestellt wurde. Dadurch entstand wider ihn eine kleine Mißgunst bei den Mitschülern, die ihn wegen seiner schwarzen Hautfarbe gern hänselten. Infolgedessen erlangte er auch in der Schule keinen befreundeten, kameradschaftlichen Anschluß an die anderen Kinder. Mit fünfzehn Jahren, da er ziemlich groß und stark geworden war, kam er durch Vermittlung des Kooperators zum Meister Knoll in den zwei Stunden entfernten Markt Weißenbrunn hinaus, um das Tischlerhandwerk zu erlernen, für das er oft schon eine Neigung ausgesprochen hatte. Auch hier lernte er so leicht und rasch, daß der Meister sich wunderte und ihn nach dritthalb Jahren schon zum Gesellen machte, dem er jede Arbeit anvertrauen konnte. Da trat bei dem blutjungen Gesell ein neues Talent in Erscheinung. Er begann zu schnitzeln, zuerst Schäflein und einfache Hirtenfiguren für eine Weihnachtskrippe, dann Schützen, Jäger, Kraxenträger, und schließlich wagte er sich an die Nachbildung von Gestalten aus der Biblischen Geschichte. Die Schnitzereien gelangen mehr, weniger gut, vervollkommneten sich aber mit der Zeit so, daß er Abnehmer fand und einen annehmbaren Preis dafür erntete. Diese Einnahmen tat er mit dem Gesellenlohn zusammen, sparte und sparte und brachte es allmählich zum Besitz von mehreren hundert Kronen, die er in der Sparkasse anlegte, ohne je einen Heller davon abzuheben. Im Hause des Tischlermeisters hatte er wohl Quartier und Verpflegung, aber keine richtige Heimat. Meister Knoll war ein kinderloser Witwer, dem eine etwas zänkische Magd die Wirtschaft führte. Die zwei älteren Menschen brachten dem jungen Gesellen keine wärmere Neigung entgegen, so daß er sich in dem Hause fremd fühlte und hier wie andernorts die Armut an Liebe bitter empfand.

Im Obermarkt wurde ein altes Haus neu umgebaut, und der Geselle Albert Raindl hatte die Aufgabe, mehrere Zimmer auszutäfeln. Da kam ab und zu ein junges, frisches, schön gekleidets Mädchen herein, sah den Arbeiten aufmerksam zu und suchte mit dem etwas wortkargen Gesellen ein Gespräch anzuknüpfen, das ihm nach einiger Zeit auch gelang. Es fragte den jungen Tischler um seinen Namen und seine Herkunft, und als dieser vermeldete, er habe keine Herkunft, und auch sein Name Albert Raindl sei hierorts ein wenig genannter, lachte das Mädchen hell auf.

„Du, du", rief es, „da haben wir ja den gleichen Taufnamen. Ich bin die Tochter des Uhrmachers Roderich und heiße Berta. Das wird wohl gleichviel sein wie Alberta."

Es kam nun immer wieder, sprach freundlich mit ihm und brachte es durch seine Redseligkeit dahin, daß auch er gesprächiger wurde und seinen ganzen bisherigen Lebenslauf erzählte. Etwas traurig fügte er an, daß er in der ganzen Welt keinen Menschen habe, der ihm nahe stehe.

„Du armer Mensch, du tust mir erbarmen", sagte die Uhrmacherstochter mitleidig; „du bist noch jung und wirst schon einmal jemand haben, der dir nahe steht."

Als er nach mehreren Tagen mit der Täfelei fertig war und von dem Hause fort mußte, wo ihm das Mädchen so freundlich Gesellschaft geleistet hatte, tat ihm dies mehr als leid. Merkwürdigerweise begegnete ihm aber das Mädchen von jetzt ab bald da, bald dort auf einem Wege, ganz unerwartet und ohne, daß er wußte, woher es kam und wohin es ging. Es redete jedesmal kurze Zeit heiter und freundlich und reichte ihm beim Auseinandergehen die Hand. Da wurde im Herzen des Burschen ein Gefühl wach, das ihm vollständig neu war. Zum Teil war es etwas Frohes, Beglückendes, zum Teil etwas Beschwerendes, Wehes, das er sich nicht zu erklären vermochte. Es hatte sich aber so tief und stark in seinem Herzen eingenistet, daß er nicht mehr davon los wurde. Doch hörten die Begegnungen mit dem Mädchen sehr schnell auf. Albert Raindl mußte anfangs September zum Militär einrücken und zwei Jahre bei den Kaiserschützen dienen. In dieser ganzen Zeit kam er nicht ein einziges Mal nach Weißenbrunn. Weil er keine Heimat hatte, konnte er auch nicht heimgehen. Als er endlich seinen vorläufigen Abschied erhielt, kehrte er in den früheren Aufenthaltsort zurück und verdingte sich wieder beim Meister Knoll als Geselle. Hin und

hin schaute er nach dem Uhrmachersmädchen aus, das er nicht vergessen hatte, bekam es aber nirgends zu Gesicht. Mit unverfänglichen Fragen brachte er heraus, daß es sich schon längere Zeit bei der Weißnäherin Gritsch in Hellenstein drunten aufhalte. Fast war er versucht, einmal dorthin zu gehen, um das Mädchen zu begrüßen, er wagte es aber nicht. Eines Tages kehrte er von einer Außenarbeit im Dorf Erlach zurück, da begegnete ihm hinter einer Wegbiegung urplötzlich das Mädchen Berta. Es war noch schöner gekleidet als ehedem, heiter und frisch wie immer, griff mit beiden Händen nach den seinen und rief:

„Grüß dich Gott, Albert! Es freut mich, dich wieder zu sehen. Du bist lang ausgewesen. Wie ist es dir gegangen beim Militär?"

„Gut", erwiderte er, seine Hände losmachend, zu essen hab ich gehabt, der Dienst war nicht schwer, und ich habe mir sogar ein Geld erspart."

„So, so? Und mir hast du nicht ein einziges Mal eine Karte geschrieben."

„Ich hab mich nicht getraut."

„Warum nicht getraut?"

„Weil es leicht ein Gerede hätt' absetzen können."

„Laß den Bach rauschen und die Leute plauschen. Sie werden bald noch mehr zu plauschen haben."

„Wieso denn?"

„Albert, gib acht und reiß die Augen nicht zu weit auf, wenn ich dir eine große Neuigkeit sag."

„Was für eine Neuigkeit hast du mir zu sagen?"

„Wir werden heiraten — in kurzer Zeit."

„Wer wird heiraten?"

„Ein gewisser Albert Raindl mit einer ebenso gewissen Alberta oder Berta Roderich."

Er wurde bis in die Haarwurzeln rot und sagte erst nach einer Weile:

„Um Gotteswillen, Berta, wie kommst du auf den Gedanken?"

„Ganz einfach, Ich hab dich von Herzen lieb, und du hast mich lieb."

Noch heftiger errötend fragte er:

„Wer hat dir gesagt, daß ich dich lieb hab?"

„Ich weiß es. Mädchen haben scharfe Augen und fühlen manches, was sie nicht sehen. Wenn du kein Lügner sein willst, sag nur aufrichtig, daß du mich lieb hast."

Blässe und Röte wechselten auf seinem Antlitz.

„Ja, Berta, ich hab dich lieb", bekannte er, „sehr lieb!"

„Siehst du, daß ich ein gescheites Mädchen bin und längst schon deine Liebe erkannt hab", lachte sie! „da bleibt uns nichts übrig, als daß wir schnell heiraten und den Kram nicht auf die lange Bank schieben."

„Hast du soviel Geld, daß wir Hals über Kopf heiraten können?" tat er verwundert.

„Geld hab ich keines. Das Geld hast du."

„Mit meinem Geld werden wir keine großen Sprünge machen."

„Du verdienst gut und hast einen schönen Lohn."

„Und wohin sollen wir heiraten? Ich habe kein Hau."

„Das Haus habe ich. Es ist nicht klein und fast neu, auch schon ein bißchen eingerichtet."

„Du meinst wohl das Haus deines Vaters?"

„Nein, das gar nicht! Mein Vater würde uns nicht nur alle Türen versperren, sondern auch alle Fenster vermauern, wenn wir in sein Haus hineinheiraten wollten."

„Wo hast du sonst ein Haus und wie kommst du dazu?"

„Mein Vater besitzt mehrere Häuser. Ich hab ihn solange bedrängt und nicht ausgelassen, bis er nicht mehr losgekommen ist und mir eines hat schenken müssen. Du kennst es wohl, das Helberhaus in der Kirchgasse."

„Auswendig kenn ich es schon. Gehört das Haus wirklich dir?"

„Ja, es ist mein volles Eigentum, und ich kann machen damit, was ich will."

„Und mich willst du heiraten, obwohl wir nicht einmal recht miteinander bekannt sind?"

„Ich kenne dich gut. Schon bevor du zum Militär eingerückt bist, hab ich gewußt, daß wir einmal einander heiraten,"

„Wir sind schon zwei Jahre lang nicht mehr beisammen gewesen und haben kein Wörtlein miteinander gewechselt. Seit ich vom Militär zurückgekommen bin, hab ich dich nicht ein einziges Mal gesehen."

„Aber ich hab dich letzthin zweimal in der Kirche gesehen, dich von Kopf bis zum Fuß angeschaut und bemerkt, daß du beim Militär noch größer und schöner geworden bist, als du früher warst."

„Auf Schönheit darf ich mir schon gar nichts einbilden."

„In ganz Weißenbrunn kann sich kein einziger Bursch mit dir vergleichen."

„Ich bin ein einfacher Mensch, und die Leute sagen, daß ich schwarz sei wie Esau."

„Gerad wegen deiner Farbe gefällst du mir und wegen deinen glänzenden, schwarzen Augen. Ich bin

gelb und du bist schwarz. Schwarz und gelb passen zusammen – das ist kaiserlich, hihihi", lachte sie.

„Berta, du bist schön wie eine Prinzessin, und ich begreife nicht, wie du an einem solch armseligen Menschen, wie ich bin, ein Gefallen haben kannst."

„Du gefällst mir, und das ist die Hauptsache. Heißt das, die Hauptsache ist wohl, daß du so schön bist wie ich und mich so lieb hast wie ich dich."

„Mit der Heirat werden wir doch ein bißchen noch warten müssen", tat er zweifelnd.

„Keine Woche mehr! Wir haben zwei Jahre lang gewartet, und nach so langem Warten ist es die höchste Zeit, daß wir Ernst machen. Wir können morgen zum Pfarrer gehen."

Sie gab nicht nach, und er kam gegen ihren Willen nicht auf. Im Herzen empfand er eine noch nie erlebte Freude. War es denn möglich, daß er mit diesem Mädchen, dessen Schönheit ihn berückte und das mit beiden Händen seine Liebe ihm entgegentrug, für sein Leben lang konnte vereinigt werden? Vor diesem unsagbaren Glück schwindelte ihn förmlich, so daß er ein schwaches Bangen nicht los wurde.

Berta war ein außerordentliches, eigenartiges Mädchen – bildschön in Gesicht und Gestalt, dessen sich stark bewußt, überwallend im Gefühl, rasch und unberechenbar in Entschlüssen, stürmisch und unaufhaltsam im Handeln, daneben auch wohlwollend und nicht unfromm.

Nach kurzer Zeit faßte sich Albert und sagte:

„Liebe Berta, was tun wir jetzt? Ich brauche niemand zu fragen, wenn ich heirate. Aber du? Hast du mit deinen Leuten schon geredet?"

„Meine Leute sind mit zwei Fingern der Hand gezählt", erwiderte sie; „außer dem Vater habe ich nur einen Bruder, der im Vintschgau ein Bauerngut besitzt und zu dieser Zeit von seinen vielen Arbeiten nicht wegkommen wird. – Mit dem Vater ist schwer zu reden. Er erfährt unsere Heirat früh genug, wenn sie am Sonntag von der Kanzel aus verkündet wird."

„Um Gotteswillen, Berta, so geht es nicht. Ich würde ja dann wie ein Einschleicher, wie ein Dieb, wie ein Schelm dastehen, und müßte mich nicht nur vor deinem Vater, sondern vor der ganzen Gemeinde schämen. Auf alle Fälle muß ich zum Vater gehen und nach Brauch und Anstand um dich werben."

„Wenn du meinst, geh nur hin. Aber mach dir gar nichts draus, wenn er dich glatt abschlüpfen läßt wie einen Hobel, dich in Ungunst mit gröblichen Redensarten zur Tür hinauskomplimentiert."

„Mag es sein, wie es will, ich werde ihn untertänig und ehrlich um deine Hand bitten. Morgen geh ich zu ihm, unbedingt."

„Und übermorgen gehen wir zum Pfarrer. Am Sonntag werden wir das erstemal verkündet!"

So war es ausgemacht und so geschah es.

Matthias Roderich, der Uhrmacher von Weißzenbrunn, war eine mehr absonderliche Menschenfigur. Er mochte einge fünfzig Jahre alt sein, trug Werktags wie Sonntags ein sauberes, feierliches Kleid, war immer glatt rasiert und – berühmt und berüchtigt weitum. Berühmt war er ob seines Geschäftes. Niemand verkaufte so tadellose Uhren, niemand vermochte fehlerhafte Uhren so rasch und gut zu reparieren wie er. Dabei überhielt er seine Kunden nie mit außergewöhlichen Forderungen, sondern gab sich mit ehrlichen Preisen zufrieden. Infolgedessen suchten zahlreiche Kunden von Weißzenbrunn und aus weiterer Umgebung in ihren Uhrennöten immer nur den Meister Roderich auf, er machte ein glänzendes Geschäft und schwamm im Geld. Dieses verdankte er aber nicht seinem Uhrengeschäft allein, sondern auch anderweitigem Zutun. Schon von seinem Großvater und Vater hatte er ein reiches Erbe gemacht, das er sorgsam festhielt. Daneben betrieb er einen nicht unredlichen, aber sehr einträglichen Güterschacher. Bald da, bald dort kaufte er ein Haus oder ein Anwesen, behielt es aber nur kurze Zeit und verkaufte es wieder mit einem größeren oder kleineren Gewinn. Zwei, drei Häuser oder Anwesen besaß er immer, doch hatte er sie nie lange in der Hand. Seine Sucht ging nicht auf Realitäten, auf Häuser und Güter, sondern einzig auf bares Geld, auf Münzen, Banknoten aller Art, die er teils in Sparkassen einlegte, teils auf hypothekenfesten Darlehen sicherstellte. Häuser konnte er weggeben, aber bares Geld nie welches. Er hatte den Ehrgeiz, eine Million Kronen zusammenzubringen, um sich einen Millionär nennen zu lassen. Bei aller Geschäftigkeit vermied er ängstlich jede Tat, dei einen Schatten auf Ehre und guten Namen hätter werfen können. Sein ehrengeachteter Ruf ging ihm über alles. – – –

Berüchtigt war der Uhrmacher ob seiner Gemütsart. Er war ein Griesgram, wo ihn die Haut anrührte. Winter und Sommer, bei gutem und schlechtem Wetter, schaute er darein wie ein versauerter, frostiger, verregneter Novembertag. Auf seinem Gesicht lag niemals ein anderer Ausdruck als Murr-

sinn, Unbehagen und Mißlaune. Niemand, weder Nachbarn und Kunden noch irgend welcher Besucher, konnte sich erinnern, an ihm nur den leisesten Anflug von Heiterkeit oder Frohsinn in Worten oder Benehmen je entdeckt zu haben. Nicht nur ließ er es an jeder Form von Höflichkeit mangeln, sondern er war gegen alle, die in irgend einer Angelegenheit zu ihm kamen, unfreundlich, nörgelte und mischte mit Vorliebe beißenden, boshaften Witz ins Gespräch hinein. Und nicht nur mit andern Menschen, sondern auch mit sich selber lebte er ständig in Unfrieden und Zwietracht. Wenn er allein war, überhäufte er sich bei jedem Anlaß mit Spott und Schimpf, hieß sich einen Stiefel, einen Stockesel, ein Kalb, einen Ochs, einen Halbnarren, der mit jedem Jahr älter und mit jedem Tag dümmer werde. Er hatte sich derart in seinen Griesgram hineingelebt, daß ihm dieser zur zweiten Natur geworden war, von der er nicht mehr loskam und auch gar keinen Versuch unternahm, davon loszuwerden. Alle andern Menschen aber, die mit ihm zu tun hatten, waren sein Gebaren und Gehaben schon so gewohnt, daß sie kaum mehr einen Verdruß oder Ärger empfanden, sondern sich darüber lustig machten.

Als Albert Raindl den Roderich aufsuchte, um von ihm in aller Form die Hand seiner Tochter zu erbitten, war dieser übellauniger denn je. Dreimal mußte der junge Mann an der Werkstatt klopfen. Das erste Mal hörte er gar nichts, das zweite Mal ein dumpfes Knurren, das dritte Mal ein bärenmäßiges Brummen. Mutig öffnete er die Tür und trat hinein. Der Alte, der an einer sehr vernachlässigten Wanduhr reparierte, den Besucher keines Blickes würdigte und ihm immerfort den Rücken zuwandte, schrie ihn an:

„Was für ein Schafskalb kommt denn heute schon?"

„Herr Roderich, ich wollte Sie nur freundlichst begrüßen", erwiderte der Ankömmling.

„Der Herr Roderich ist nicht hier", gröhlte der Mißlaunige.

„Aber Sie sind doch selber der Herr Roderich!"

„Ich bin ein Herr und kein Sie, ich bin einfach der Uhrmacher Roderich."

Es entstand eine kurze Pause, der Griesgram arbeitete unausgesetzt an seiner Reparatur, als wäre er allein in der Werkstatt. Endlich fragte er mürrisch:

„Wer ist man?"

„Ich bin der Tischlergeselle Albert Raindl und stehe in Arbeit beim Meister Knoll", antwortete der Gefragte.

„Und was will man?", forschte der Alte, einen verstohlenen Seitenblick auf den Besucher werfend, doch unablässig am Uhrwerk bastelnd.

„Ich möchte eine freundliche Bitte an den Meister Roderich stellen."

„Für eine Bitte gibt der Jud nichts."

„Guter Meister, Ihr seid doch kein Jud und werdet ein paar Minuten Zeit haben, auf mein Anliegen zu hören."

„Was ist dein Anliegen?"

„Ich möchte Euch herzlich bitten um die Hand Eurer Tochter Berta."

„Wiewiewiewie, wawawawas", tat der Alte heftig, doch ohne seine Rückenstellung zu ändern oder seine Arbeit einen Augenblick zu unterbrechen.

„Ja, ich bitte Euch in Anstand und Ehren um die Hand Eurer Tochter."

„Was willst du mit der Hand meiner Tochter anfangen?"

„Sie zum Altar führen in christlicher Ehe."

„Wenn du um meine Hand gebeten hättest, würde ich sie dir geben, mit einem zünftigen Klaps hinter deine Ohren; aber die Hand meiner Tochter gehört nicht mir, sondern der Berta. Darüber kann nur sie selbst verfügen."

„Das hat sie schon getan. Wir sind vollkommen einig, einander zu heiraten."

„Das sieht dem Grünfink, der Wildgans gleich. Es ist ein Ärgernis mit der heutigen Jugend. Wenn sie noch die Schultasche am Hals hängen und die Schiefertafel unterm Arm haben, muß schon geheiratet sein."

„Wir sind doch keine Kinder mehr, wir zählen beide vierundzwanzig Jahre."

„Ich habe erst mit dreißig Jahren geheiratet, und das war noch um zwanzig Jahre zu früh."

„Die meisten Leute heiraten doch in Mitte der Zwanzigerjahre."

„Ja, wenn sie etwas haben und wenn sie etwas sind."

„Die Berta hat ein Haus, und ich habe einen schönen Verdienst. Auch bin ich zwei Jahre bei den Kaiserschützen gewesen."

„Und ich bin vor mehr als fünfundzwanzig Jahren bei den Kaiserjägern gewesen, in Bosnien drunten. Dort ist nicht auf Scheiben geschossen worden, sondern auf Menschen."

„Behüt uns Gott davor!"

Es entstand wieder eine Pause. Da bat der Freier:

„Meister Roderich, seid gnädig, gebt Eure Zustimmung zu unserer Heirat."

„Von meinetwegen könnt ihr heiraten, wann und wo und wie ihr wollt", erklärte der Uhrmacher verächlich.

„Also haben wir Eure Zustimmung?"

„Von einer Zustimmung ist keine Rede. Eine solche geb ich nie und nimmer."

„Aber Ihr habt gesagt, es sei Euch gleich, ob und wo und wann wir heiraten. Das ist doch eine klare Zustimmung."

„Oha, du junger Sprunghas, das sind zwei so grundverschiedene Dinge wie Honig und Essig, wie Zucker und Pfeffer."

„Wie ist das zu verstehen?"

„Ganz einfach. Euch die Heirat zu verwehren, hat keinen Zweck, weil ihr sie euch nicht verwehren laßt. Meine lieb- und lobsame Tochter ist ein Geier, eine Wildfuhr, ein Eisenkopf. Was sie will, das führt sie durch, mag es Konstantinopel kosten. Eher, als ein Vorhaben aufzugeben, würde sie den Kirchturm auf seinen Spitzgiebel stellen. Da werd ich mir nicht selber die Narrenkappe aufsetzen und mich von der ganzen Welt auslachen lassen. – Wenn ich aber meine Zustimmung zur Heirat gebe, mache ich mich eurer Kalbskopfeselei teilhaftig und werde an den Folgen davon zu tragen haben."

„An welchen Folgen?"

„Haha, ihr heirat einzig auf die sogenannte Lieb'. – Aber Lieb' ist nur Salz in die Suppe. Mit der Lieb' allein hat man nicht gefressen. Wenn es einen Krach gibt – und den gibt es sicher – wenn ihr auf dem Trockenen sitzt und ins Gras beißt, dann könnten die Leute schreien, der alte Stockesel hat zur Heirat getrieben, jetzt soll er nur zahlen, er hat Geld genug, er soll ihnen unter die Arme greifen. Aber ich habe nicht zur Heirat getrieben, im Gegenteil, ich hab meine Zustimmung glatt und platt verweigert. Jetzt laß es nur krachen, es ist nicht meine Schuld, wenn der Krempel in die Luft fliegt; niemand kann es mir verübeln, wenn ich euch zappeln lasse wie die Frösche auf der leeren Tenne. Übrigens hab ich meine Tochter schon reichlich ausgezahlt, sie hat ihre ganze große Erbschaft von mir schon empfangen."

„Was hat sie empfangen?"

„Ich hab ihr ein schönes, prächtiges Haus geschenkt, das mindestens seine achttausend Kronen wert ist. Das heißt, geschenkt stimmt nicht, sie hat es mir abgezwungen, mit Drängen und Lärmen und Stürmen. Jetzt gehört das Haus ihr, und sie ist abgefertigt damit. Geld bekommt sie keines mehr von mir, keinen Kreuzer, keinen Heller, keinen Pfennig, mag es gehen wie es will. Das hab ich ihr gesagt, und sie ist einverstanden gewesen."

„Wir werden arbeiten und sparen und mit Gottes Hilfe es so weit bringen, daß wir keinem Menschen zur Last fallen."

„Ja, ja, der Esel hat auch gesagt, ich werde schon hohe Sprünge machen, daß mir nichts passiert. Da ist er aber schon im Eis eingebrochen und ersoffen, hähähähä."

Neuerdings stockte das Gespräch. Der Roderich hantierte eifrigst an der verwahrlosten Wanduhr, seinem voraussichtlichen Schwiegersohn immerfort den Rücken kehrend und ihm keinen Blick zuwerfend. Nach einer Weile sagte dieser unüberlegt:

„So werden wir halt unsern Weg gehen. Dürfen wir Euch zur Hochzeit einladen?"

„Popopopopo!" kollerte der alte Griesgram; „natürlich werd ich kommen. Ich werde ein weißes Hemd über meinen Sonntagsrock anlegen und euch den Affen machen. Grüß mir die Gnädige, und ich wünsch euch alles Glück, mag es schwarz oder weiß ausfallen und euch über eure Kindsköpfe wachsen. Adie! Meine Zeit ist kostbar."

Damit war der junge Mann entlassen. Er ging zu seiner Braut und erzählte ihr traurig die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater. Sie lachte hell auf und sagte:

„Das hab ich schon gewußt. Du hättest gar nicht hingehen sollen. Laß dir nur keine Grausbirnen wachsen. Wir werden heiraten, so schnell wie möglich, und glücklich miteinander sein."

*

Fortsetzung folgt

* * *

Durch Schaden wird man klug,
Du gehst auf Heiles Pfaden,
Wenn statt durch eignen klug
Du wirst durch fremden Schaden.

* * *

Beispiele stehn vor dir,
Nimm Warnung an von ihnen,
Daß du nie mögest selbst
Zum Warnungsbeispiel dienen.

Fr. Rückert

* * *

Welche Regierung die beste sei? Diejenige die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

FATIMA STUDENT BURSE

Die zwei großen Bußübungen der Fastenzeit heißen: Fasten und Almosengeben. Nicht jeder ist zum Fasten verpflichtet, nicht jeder kann fasten. Almosengeben kann jedoch der Kranke genau so wie der Gesunde, das Kind genau so wie der Greis. Wenigstens das Almosen des Gebetes kann jeder opfern. Unsere Student Burse für die Erziehung armer Priesterstudenten ist wahrlich eine der schönsten Gelegenheiten, sich seines Verlangens, Fasten-Almosen zu geben, zu entledigen. Vor uns steht die Kirche als Bettler: Hilft, Priester zu erziehen! Unzählige Menschen flehen: Hilft! Erzieht uns Priester und sendet sie uns.

Wir alle haben große Schulden abzuzahlen. Weiß Gott, das ist wahr. Hilf unserer Sammlung, es wird Deiner Seele Segen bringen.

Bisher eingenommen:		$1,604.30
Josef Gallinger,	Macklin, Sask.	$5.00
J. J. Brost,	Macklin, Sask.	$2.00
John Doerr,	Lulu Island, B. C.	$3.00
Mrs. S. Gottselig,	Kamloops, B. C.	$5.00
Martin Volk,	Schuler, Alta.	$2.00
Cäcilia Berger,	Kolowna, B. C.	$3.00
Fam. X. Luth,	Salt Lake, Sask.	$6.00
Maria Weinkauf,	Primate, Sask.	$5.00
Mrs. P. Helferich,	Rabbit Lake, Sask.	$3.00
Mrs. F. Beluk,	Middle Lake, Sask.	$1.00
John Ries,	Mendham, Sask.	$5.00
		$1,644.30

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.